

# **Universitäts- und Landesbibliothek Tirol**

## **Bis der Herbst kommt**

**Thüminger, Rosmarie**

**Wien, 1991**

**ulb.**   
Universitäts- und Landesbibliothek Tirol \*

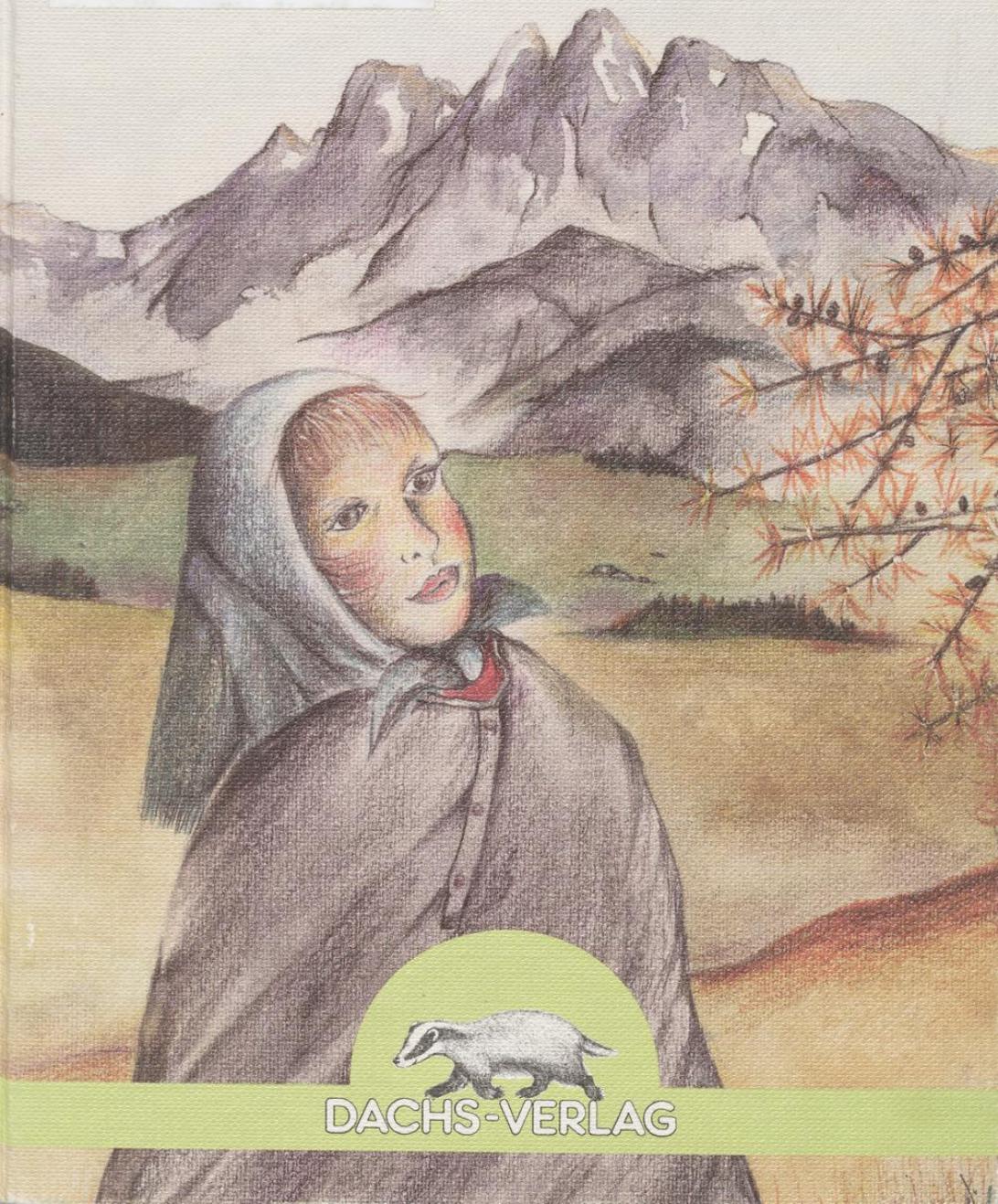
arie Thüminger

Hauptbibliothek



49594

# Herbst kommt



**DACHS-VERLAG**



Rosmarie Thümingen

# Bis der Herbst kommt

**Nachwort**  
von Peter Malina

UB INNSBRUCK



+C1591940X



(49,394)



Gedruckt mit Unterstützung des Landes Tirol - Kulturreferat



Umschlag: Walter Thorwartl

Schrift: Times

Druck: Novographic, Wien

© 1991 by Dachs-Verlag Ges.m.b.H., A-1020 Wien., Lassingleithnerplatz 3

1. Auflage

ISBN 3-900763-69-0

Printed in Austria

910814/50/1

1992 : 8443

# I

Das Feuer im Herd prasselte. Ab und zu sprangen Funken durch den Rost in die Aschenlade. Maria saß am Tisch und schaute zu, wie Großmutter mit dem Schürhaken die gußeisernen Ringe hochhob. Gleich züngelten die Flammen aus der Glut. Großmutter schob den schweren, mit Lauge gefüllten Kessel darüber und bändigte so das Feuer.

Maria goß sich noch eine Tasse Tee ein. Für gewöhnlich saß sie um diese Zeit längst in der Schule. Aber vergangene Woche war sie mit Fieber und starken Kopfschmerzen im Bett gelegen. Noch immer schwindelte ihr, sobald sie sich bückte oder schneller bewegte. Deshalb hatte Mutter entschieden, sie solle noch zwei oder drei Tage zu Hause bleiben.

Maria liebte diese ruhigen Morgenstunden in der Küche. Mutter machte die Betten und räumte die Stube auf. Willi war schon in der Schule, und Großmutter wirtschaftete in der Küche herum. Lisa hockte ihr gegenüber in ihrem hohen Kinderstühlchen. Sie war raunzig, weil der zweite Schneidezahn am Durchbrechen war. Großmutter hatte ihr dann noch vor dem Frühstück die Stellen, die wehtaten mit Käsepappelaufguß massiert, was der Kleinen Erleichterung verschaffte. Später würde Maria mit ihr spielen oder sie ein bißchen herumschleppen, von der Küche in den Hausgang, von dort in die Stube und wieder zurück, das mochte Lisa besonders gern.

Da klopfte es von draußen leise an das Küchenfenster. Maria spürte, wie ihr Herz einen Sprung tat. Immer, wenn jemand in dieser Art an das Fenster klopfte, dachte sie an Vater: "Endlich ist er heimgekommen!" Sie sprang auf, um zur Haustür zu laufen, aber Großmutter hielt sie zurück: "Warte! Heutzutage ist es gescheiter, erst zu schauen, wer vor der Tür steht, bevor man aufmacht."

Die Küche lag ebenerdig, und der Weg über den Berg führte direkt am Fenster vorbei. Jeder, der die Gewohnheiten der Familie kannte und zukehren wollte, klopfte ans Küchenfenster, um sich bemerkbar zu machen. Vor dem Krieg war kein Haus am Astenberg untertags versperrt worden. Da war man einfach hereinspaziert, bis in die Küche oder in die Stube.

Heute aber hielten die Menschen ihre Türen verschlossen, und da es keine Türglocken gab, mußten sich die Besucher eben irgendwie anders bemerkbar machen.

Großmutter schob den Vorhang beiseite. Es war noch dämmerig. Alle Umrisse verschwammen, doch so viel sah Maria, daß die kleine, zarte Gestalt niemals der Vater sein konnte. Großmutter erkannte sie sofort: "Das ist die Frau Prohaska! Die Frau Prohaska ist das!" Sie freute sich. "Maria, mach schnell die Tür auf und führ sie herein."

"Was will denn die Frau Prohaska so früh schon bei uns?" Maria war nicht sehr erbaut über den Besuch.

"Keine Ahnung. Deshalb sag' ich, mach schnell die Tür auf. Vielleicht hat sie eine wichtige Neuigkeit. Und bis die Wäsche fertig gekocht hat, kann ich ein bißchen mit ihr plaudern."

"Huch, ist das ein Sauwetter", sagte Frau Prohaska, als Maria den Riegel zurückgeschoben und sie hereingelassen hatte. "So was, es stürmt und schneit schon wieder, und das Anfang Mai."

Sie schlug die Kapuze zurück und schüttelte ihr glattes, kurzgeschnittenes Haar. Ein paar Schneeflocken fielen auf den Boden. "Und du, bist du wieder gesund, Maria? Aber noch nicht in der Schule?"

Sie wartete keine Antwort ab, sondern trat sofort in die Küche und gab Großmutter einen Kuß. Das waren so die städtischen Bräuche, die Frau Prohaska aus Wien mitgebracht hatte und an die sich Maria erst gewöhnen mußte.

"Frau Singer, haben Sie schon gehört? Berlin soll kapituliert haben! Meine Hausfrau hat heute nacht Radio London hereingekriegt, so für zwei, drei Minuten. Der Empfang ist sehr schlecht gewesen, aber das hat sie genau gehört, Berlin ist gefallen."

Großmutter seufzte auf. "Hoffentlich stimmt es. Dann wird das Blutvergießen wohl endlich aufhören."

"Wien ist schon seit fast drei Wochen frei. Und nun auch noch Berlin!"

"Es schwirren so viele Gerüchte herum", sagte Großmutter. "Man weiß nicht, was man glauben kann und was nicht. Gestern ist der alte Plaikner dahergekommen und hat behauptet, Hitler habe Göring verhaften lassen, weil er Verbindung mit den Amerikanern aufgenommen habe. Und vor drei Tagen behauptete die Lehrerin, sie wisse ganz genau, daß es einen neuen Typ Flugzeuge gebe, mit dem die Deutschen nun siegen würden."

“Einen größeren Blödsinn habe ich überhaupt noch nie gehört. Die Amis und die Russen sind doch bereits an der Elbe zusammengetroffen. Es kann nur mehr eine Frage von wenigen Tagen sein, daß der Krieg aus ist.”

Maria schlich sich aus der Küche. Sie lief in die Stube. Mutter hatte schon gelüftet und den Ofen angeheizt. Fein warm war es und gemütlich. Sie stellte sich ans Fenster, das nach Süden hinausging. Der Schneefall hatte nachgelassen, doch lag Nebel über den weißen Wiesen. Sie lehnte die Stirn gegen die kühlen Scheiben. Wenn der Krieg nur endlich aus wäre! Wenn nur Vater endlich heimkommen würde! Seit Weihnachten hatten sie keine Nachricht von ihm. Am 22. Dezember war der letzte Brief gekommen. Er war damals schon drei Wochen alt gewesen. So lange hatte er gebraucht, von der Ostfront ins Zillertal. Mutter hatte Vaters Brief viele Male vorgelesen, so daß Maria ihn auswendig konnte.

“*Liebe Anna,*

mir geht es gut, wir haben auch anständig zu essen. Über Dein liebes Schreiben habe ich mich sehr gefreut. Das Päckchen, von dem Du schreibst, habe ich nicht erhalten. Schicke mir nichts mehr, ich habe hier alles, was ich brauche. Küsse mir die Kinder, Maria, Willi und Lisa. Viele Grüße an Mutter. Ich denke immer an Euch. Ich umarme Dich in großer Liebe, *Dein Robert!*”

Die Briefe wurden zensuriert, deshalb durfte Vater nicht schreiben, wie es ihm wirklich ging in diesen Ortschaften mit den unaussprechlichen Namen. Es war Krieg dort, die Front, es wurde geschossen. Auch Vater stand im Kugelhagel. Und vielleicht würde er dort sterben müssen. Maria ballte die Hände zusammen. Das heftige Stechen im Kopf, das sie seit gestern nicht mehr gespürt hatte, war plötzlich wieder da. Nein, es durfte nicht sein. Vater durfte nicht sterben. Was sollten sie denn tun, ohne ihren Vater?

Auch von Boris war keine Nachricht gekommen. Von Boris, dem geflüchteten Kriegsgefangenen, den Mutter am Dachboden versteckt hatte und der eines Morgens verschwunden gewesen war. Nichts war von ihm geblieben als ein Blatt Papier, bedeckt mit einer schönen, gleichmäßigen Schrift. Die rote türkische Decke, die ihm Mutter zum Wärmen geliehen hatte, lag nun schon seit langem wieder auf dem Diwan in der Stube. Wenn Maria an diese aufregende Zeit dachte, in der sie zuerst Angst vor Boris und später um ihn gehabt hatte, kam es ihr manchmal wie ein Traum vor.

“Was machst du denn hier so allein, Maria?” fragte eine Stimme hinter ihr. Es war Mutter.

“Ich? Ach, nichts. Ich -”

“Aber du weinst ja, Kind. Warum weinst du?”

Maria konnte nicht antworten.

“Jetzt brauchst du nicht zu weinen”, sagte Mutter. “Jetzt ist der Krieg bald aus.”

“Und kommt Vater dann bestimmt heim? Bestimmt?”

Mutter legte ihren Arm um Maria. “Ich glaube schon, Maria. Bis der Herbst kommt, wird Vater wohl wieder bei uns sein. Das glaube ich, und darauf hoffe ich.”

Frau Prohaska war schon heimgegangen, als Großmutter Maria bat, sich mit Lisa zu beschäftigen, damit sie mit der Wäsche weiterkamen. Lisa mußte frisch gewickelt werden, auch der geriebene Apfel, den sie jeden Vormittag verzehrte, war fällig. Mutter und Großmutter nahmen inzwischen den schweren Kessel mit der gekochten Wäsche vom Herd und stellten ihn auf den Boden. Dann schütteten sie einen Teil der Lauge in eine kleine Wanne. Mutter fischte mit dem Holzlöffel ein Wäschestück nach dem anderen aus dem Kessel und bearbeitete es auf der Blechrumpel. Das war mühsam.

“Diese Kriegsseife ist absolut nichts wert”, sagte Mutter. “Nicht einmal die harmlosen Flecken von der Rübenmarmelade sind zum Verschwinden zu bringen.”

Zum Schwemmen zogen sich Mutter und Großmutter dicke Pullover an und setzten sich Kopftücher auf. Trotzdem kamen sie nach einer halben Stunde völlig ausgefroren und mit geröteten Händen vom Brunnen zurück.

“Wenn es nur endlich wieder Gummihandschuhe geben würde, dann wäre das Schwemmen nur halb so schlimm”, seufzte Mutter, während sie sich die roten, aufgedunsenen Finger massierte.

Die Mittagspause kündigte sich wie immer durch ein wildes Getrappel über ihren Köpfen an. Großmutter klopfte mit dem Besenstiel an die Decke. Keine Reaktion.

“Du wirst sehen, eines Tages werden sie uns noch die Decke eintreten”, prophezeite sie.

Aber nach einigen Minuten war es vorbei, die Schüler hatten ihre Stiefel angezogen und die Garderobe verlassen.

Gleich darauf kam die Lehrerin zum Mittagessen. Heute trug sie ein dunkles Kleid und schwarze Strümpfe, um den Hals hatte sie noch einen

schwarzen Schal geschlungen. Maria erschrak. Ob jemand aus ihrer Familie gestorben war? Heutzutage gab es ja fast niemanden mehr, der nicht in letzter Zeit einen Verwandten verloren hatte. Vielleicht war dem Vater oder der Mutter etwas passiert? Die Lehrerin hatte ja öfters gesagt, daß sie Angst habe um ihre Eltern, weil nun auch Innsbruck bombardiert werde. Zu fragen traute Maria sich nicht. Vielleicht würde die Lehrerin dann anfangen zu weinen.

Wegen der Wäsche hatte Großmutter etwas gekocht, das schnell zuzubereiten war und trotzdem gut schmeckte: Grießbrei. Die Kinder bekamen ein paar Stäubchen Zimt und Zucker darüber gestreut, die Erwachsenen Salz. Fräulein Hauser deckte den Tisch. Sie kannte sich schon genau aus in der Küche. "Ich gehöre ja schon zur Familie", sagte sie oft, und Maria war froh, daß es so war.

Die Lehrerin bat Mutter, ausnahmsweise den Radioapparat einschalten zu dürfen. Normalerweise erlaubte Mutter das nicht. Sie wollte beim Essen ihre Ruhe haben. "Vielleicht gibt es Nachrichten über das Begräbnis vom Führer", sagte Fräulein Hauser. Begräbnis des Führers? Also war der Führer gestorben, und Maria wußte noch nichts davon! Deshalb trug die Lehrerin Trauer. Früher hatte Maria den Führer sehr verehrt. Genauso wie Fräulein Hauser. Da hatte sie noch geglaubt, daß die Kriegsgefangenen Verbrecher seien und die Juden und Russen Untermenschen. Und da hatte sie auch den Onkel Hermann noch gern gehabt. Aber seit der Zeit mit Boris war nichts mehr wie zuvor.

"Was ist denn mit dem Führer?" fragte Maria.

"Er ist gefallen", antwortete die Lehrerin. "Im heldenhaften Kampf um Berlin ist er gefallen. Wußtest du das nicht, Maria?"

"Mir sagt man nie etwas", beklagte sich Maria.

"Du warst ja krank, Maria. Als uns Fräulein Hauser heute früh die Neuigkeit gebracht hat, bist du noch im Bett gelegen."

Fräulein Hauser drehte hektisch den Sucherknopf hin und her. Die grüne Linse wurde einmal schmaler, einmal breiter, doch es kam nur heiseres Gekrächze aus dem Apparat.

"Mit dem Begräbnis wird es sowieso nicht mehr viel werden", sagte Großmutter. "Berlin soll nun auch schon kapituliert haben."

"Was? Berlin kapituliert? Das kann nicht wahr sein. Jetzt, wo wir jeden Tag die Wunderwaffe erwarten!"

"Wenigstens Ihre Eltern leben", sagte Maria.

Fräulein Hauser schaute erstaunt auf. "Wie meinst du das?"

“Ich habe schon Angst gehabt, daß eine Bombe bei Ihnen zu Hause in Innsbruck eingeschlagen hat. Ich habe geglaubt, wegen dem schwarzen Schal, Ihre Eltern ...” Maria stotterte.

“Ach, mir ist der Führer so lieb wie die Eltern”, sagte die Lehrerin mit erstickter Stimme. Sie wandte sich an Mutter. “Entschuldigen Sie, ich - ich gehe lieber heim. Ich kann heute nichts essen.”

“Ach, beruhigen Sie sich. Vielleicht ist alles gar nicht wahr. Jeder erzählt etwas anderes. Man kann gar nichts mehr glauben heutzutage.”

Da ließ sich die Lehrerin doch bewegen, einen kleinen Schöpfer Grießbrei mit Salz zu essen. Willi zeigte sich von allem völlig unbeeindruckt. Er ließ sich den süßen Brei schmecken. Als Großmutter gerade einmal wegschaute, angelte er sich die mit kleinen Röschen und zarten Ranken bemalte Dose, um ein Quentchen mehr Zimt zu ergattern. Er schüttelte und beutelte sie, doch plötzlich entglitt sie ihm und klatschte in den Teller. Rundum spritzte der Brei. Am schwarzseidenen Schal der Lehrerin, an der blauen Bluse von Großmutter, an Marias Pullover, auf Tischdecke und Teekanne und auf Willis Gesicht klebte die braungesprenkelte, schwabbelige Masse. Lisa war die einzige, die das lustig fand: Sie vergaß ihren werdenden Zahn und brach in krähenndes Gelächter aus. Vor Vergnügen zappelte sie mit Händen und Füßen und hätte um ein Haar auch noch die Schüssel vom Tisch gestoßen. Lisa hatte einen sonderbaren Humor.

“Schämst du dich nicht, Willi?”

Alle waren aufgesprungen und begannen, an sich und den bespritzten Gegenständen herumzusäubern. “Entschuldigung!” murmelte Willi.

Fräulein Hauser wickelte den Schal vom Hals. “So was kann schon einmal passieren. Ist alles halb so schlimm”, sagte sie und schabte den Grießbrei ab.

“Das kommt davon, weil du so naschhaft bist, Willi”, sagte Mutter. “Ich hätte große Lust, dich ohne Essen vom Tisch zu schicken.” Aber das brachte sie natürlich nicht übers Herz.

Als sich die allgemeine Aufregung gelegt hatte, aß Willi seinen Teller ratzeputz leer. Er durfte sogar noch die braune Kruste, die sich beim Breikochen auf dem Grund des Kochtopfes gebildet hatte, auskratzen.

Wie immer wurde Lisa nach dem Essen von Mutter ins Zimmer gebracht. Sie mußte jeden Tag ein Mittagsschläfchen halten. Großmutter machte sich ans Geschirrspülen. Fräulein Hauser wischte

das Wachstum sauber und sagte zu Maria: "Wir haben heute in der Schule das Dividieren mit dreistelligen Zahlen gelernt. Das erkläre ich dir jetzt, damit du im Lernen nicht zurückbleibst. Wenn du im Herbst in die Hauptschule kommst, mußt du diese Rechnungsart gut beherrschen."

"In die Hauptschule? Warum sollte ich in die Hauptschule kommen? Ich gehe lieber weiter hier am Astenberg in die Schule. Wie die anderen Kinder auch. Vom Astenberg geht niemand in die Hauptschule."

"Doch! Der Bub vom Ortsgruppenleiter geht in die Hauptschule, und der Älteste vom Holzinger auch."

"Ja, der will später Pfarrer werden."

"Deine Eltern haben keinen Hof zu vererben, Maria. Deswegen mußt du einen Beruf erlernen. Eine gute Schulbildung bietet dazu die beste Voraussetzung."

"Ich mag nicht in die Hauptschule gehen."

"Aber du hast mir doch erzählt, daß du Lehrerin werden willst."

Maria nickte. Ja, sie wollte Lehrerin werden, weil sie später, als Erwachsene, so sein wollte wie Fräulein Hauser. Aber wollte sie das immer noch? Das wußte sie selbst nicht zu sagen. Und darüber konnte sie auch mit Fräulein Hauser nicht reden.

"Ich möchte aber lieber weiter am Astenberg in die Schule gehen. Die Kinder in Zell lachen über uns. Wir sind vom Berg, und sie sind alle so - so fein."

"Dummheiten!" erboste sich die Lehrerin. "Wer hat dir diesen Unsinn erzählt?"

"Niemand, das wissen wir einfach. Wenn sie am Sonntag mit ihren leichten Schuhen in die Kirche gehen und wir in unseren groben Stiefeln daherkommen, schauen sie immer sehr von oben herab auf uns. Ich bleibe viel lieber in dieser Schule."

"Erstens sind nicht alle Zeller Kinder so dumm, über euch zu lachen. Und zweitens sind feste Stiefel genau das Richtige für den Weg vom Berg ins Dorf hinunter."

"Ich möchte aber doch lieber bei den Kindern hier bleiben."

"Mit deiner Mutter habe ich schon geredet. Sie ist auch dafür, daß du in die Hauptschule gehst. In der nächsten Woche möchte sie dich bereits anmelden."

"Davon hat sie mir nichts gesagt."

"Schau, wir haben gestern Abend alles ausführlich besprochen, weil die Einschreibung in diesen Tagen beginnt. Sei froh, daß du so eine

vernünftige Mutter hast. Für sie ist es ein Opfer, denn die Schulbücher für die Hauptschule sind teurer als die für die Volksschule, und dort brauchst du natürlich auch mehr Hefte und anderes Material."

"Dann muß ich jeden Tag ins Dorf hinuntergehen."

"Ja, und? Die Kinder vom Fichtnerhof brauchen auch eine Stunde bis zum Schulhaus, und die sind bei der Einschulung vier Jahre jünger, als du im Herbst bist. Außerdem kannst du in der Früh mit den zwei Buben mitgehen. Oder vielleicht auch mit der Hirttochter, der Burgl."

"Mit der Burgl?"

Maria mochte die Burgl, die bei der Arztfamilie in Zell den Haushalt besorgte und jeden Tag vom Hirtlhof ins Dorf hinunterging.

"Ja, wenn du die Hauptschule abgeschlossen hast, besuchst du die Lehrerbildungsanstalt in Innsbruck. Meine Eltern besitzen ein Haus. Vielleicht kannst du sogar bei uns wohnen. Bis dahin habe ich sicher schon einen Posten in Innsbruck, und wir wohnen zusammen. Wäre das nichts?"

Maria schaute die Lehrerin an. "Meinen Sie das im Ernst?"

Die Lehrerin nickte. "Natürlich. Ich werde mit deiner Mutter darüber reden."

"Also gut", sagte Maria. "Also gut. Probieren kann ich es ja einmal."

"Sehr schön. Und nun werde ich dir das Dividieren mit dreistelligen Zahlen erklären. Du wirst sehen, das ist eine interessante Sache und nicht schwer zu verstehen."

## II

“Bald ist Muttertag, und ich habe immer noch keine Geschenke, weder für Mutter noch für Großmutter.”

Maria hockte mit Toni in der Stube. Sie durfte noch nicht ins Freie, so kam Toni eben nachmittags zu ihr.

“Ich auch nicht. Dabei hätte ich Ideen genug. Aber ich kann das Material nicht auftreiben.”

“Was hättest du denn für Ideen?”

“Ich würde für Mutti gerne eine kleine Decke für ihr Nachttischchen sticken. Es hat eine häßliche, fleckige Holzplatte, von der die Lackpolitur abgesprungen ist. Die geht Mutti auf die Nerven. In dieser Hinsicht ist sie eigen. Deshalb möchte ich ihr ein Deckerl schenken, damit sie die Platte nicht mehr anzuschauen braucht.”

Maria wunderte sich. “Du traust dir wirklich zu, ganz allein ein Deckerl zustande zu bringen?”

“Klar, wenn ich Stoff hätte und dazu die passende Perlseide, würde ich daraus eine schöne Decke machen. Die Seiten bekämen Hohlsäume, und in der Mitte würde ich ein Herz oder einen Blumenkranz sticken. Das ist nicht schwierig.”

“Und eine Decke häkeln könntest du auch? Ich kann überhaupt nicht häkeln. Ich erlerne es einfach nicht. Ich hasse Handarbeiten.”

“Ich nicht. Ich kann häkeln und kunststricken, und letztes Jahr habe ich sogar zweifarbige Fäustlinge gestrickt. Wenn ich nur Garn und passende Nadeln hätte! Daheim in Wien war alles zur Hand. Im Wohnzimmereschränk gab es es eine eigene Schublade voll mit Garnen, Wollresten und Nadeln in allen Stärken.”

“Nadeln hat Großmutter auch. Aber das passende Garn?”

Maria überlegte. Zu kaufen bekam man solche Sachen schon lange nicht mehr. Es wurde nur noch das Lebensnotwendigste produziert und dann natürlich noch alles, was für das Kriegführen gebraucht wurde.

“Für deine Großmutter könntest du eine Kasette basteln. Die Großmutter hat erst gestern wieder darüber gejammert, daß ihr die Haarnadeln und Klammern immer wieder mit den Steckkämmen durcheinandergeraten. Aber auch deine Mutter würde sich über eine hübsch bemalte Kasette freuen.”

“Was braucht man denn dazu alles?”

“Ach, nicht viel. Ein Stück Sperrholz, Papier und Pappendeckel.

In Wien haben wir uns einfach vom Kaufmann Steigen und feste Schachteln erbettelt."

"Alte Steigen haben wir auf dem Dachboden", sagte Maria. "Welche Farbe sollte das Deckerl für deine Mutter haben?"

Toni kniff die Augen zusammen, als ob sie das Schlafzimmer vor sich sähe. "Die Möbel sind braun, und das Bettzeug wechselt. Einmal blaukariert, dann rotkariert. Zu den Möbeln würde Creme gut passen, und diese Farbe verträgt sich auch mit den karierten Polstern. Aber Weiß würde auch gehen, Weiß oder Gelb oder Rosa."

"Ah! Ich hab's", rief Maria. "Großmutter hat gestern das Sonntagsjackerl von Lisa aussortiert. Sie hat es selbst gestrickt, aber jetzt ist es Lisa zu eng geworden. Du kennst es ja, es ist weiß und aus dünner, glänzender Baumwolle. Ich bitte sie, daß wir es auftrennen können. Dann kannst du daraus ein Nachttischdeckerl häkeln."

"Glaubst du, sie schenkt es mir?"

"Aber ja, wir fragen sie gleich."

"Das Garn muß man nach dem Auftrennen waschen, damit es wieder glatt wird. Viel Zeit zum Häkeln bleibt nicht mehr."

"Also los," rief Maria.

Als Großmutter hörte, wofür die zwei das Jäckchen brauchten, holte sie sofort die Wiederverwertungskiste unter dem Bett hervor. Da es das letzte Stück war, das sie hier aufbewahrt hatte, lag es logischerweise zuoberst.

"Das ist ja wunderschön", sagte Toni. "So ein feines Garn. Das wird ein schönes Deckerl. Ich werde es im Rosettenmuster häkeln."

"Im Rosettenmuster?" fragte Großmutter.

Maria stellte erstaunt fest, daß in ihrer Stimme unverhohlene Bewunderung klang. Hier hatten sich zwei verwandte Seelen getroffen. Auch Großmutter konnte stundenlang über verschiedene Häkel- und Strickmuster reden. Großmutter trennte selber die Nähte auf, denn dabei hieß es sehr aufpassen, um nicht in die Strickteile zu schneiden. Dann wurden die einzelnen Teile aufgetrennt und zu Knäueln gewickelt. Daraus wurden Strähnen geformt, die für eine Stunde in warmes Wasser gelegt wurden. Dann wurden sie vorsichtig ausgewunden und zum Trocknen aufgehängt.

Nach all diesen Arbeiten erbaten sich Maria und Toni noch die Erlaubnis, auf dem Dachboden nach weiterem geeigneten Material zu suchen. Zwei Tage später waren alle Vorarbeiten abgeschlossen, und am nächsten Morgen kam Toni schon sehr zeitig zu Maria. Es war ein

Sonntag, die Schulklasse stand also leer. Mutter nahm ihnen das feierliche Versprechen an, keine Unordnung zu machen und, falls doch, nachher alle Spuren wieder selber zu beseitigen. Sie beschlossen, zuerst gemeinsam die Kassetten zu basteln. Dies mußte nämlich heimlich geschehen, denn die Geschenke sollten ja eine Überraschung sein. Toni hingegen konnte unter der Woche bei Maria in der Stube häkeln, da ihre Mutter sie hier nicht sehen konnte. Maria staunte nur so, wie geschickt Toni mit der kleinen Laubsäge aus Vaters Werkzeugkasten umzugehen verstand. Aber ebenso staunte sie, daß ihr Handarbeiten und Basteln plötzlich Freude machten, wo sie diese Tätigkeiten doch immer verabscheut hatte.

“Ich habe das alles von meiner Mutti gelernt”, erklärte Toni. “Mutti hat immer alles selber gemacht in unserer Wohnung. Sie hat die Türen gestrichen und tapeziert, und einmal hat sie eine Elektroleitung vom Wohnzimmer in das Klo hinaus verlegt.”

Sie arbeiteten so eifrig, daß Mutter sie mittags zum Essen rufen mußte. Den ganzen Nachmittag werkten sie weiter, und am Abend waren die zwei Kassetten fix und fertig. Beide waren gleich groß, aber verschieden bemalt. Auf Großmutter's Kassette hatte Maria einen Blumenstrauß aus blauen Vergißmeinnicht, roten Blutschwitzerchen und weißen Margeriten gemalt. Zwischen den Blüten lugten üppige grüne Blätter und Halme hervor. Auf dem Deckel von Mutter's Kassette prangte eine prächtige Berglandschaft mit einer gelben Sonne in der Mitte des Himmels.

“Glaubst du, sie gefallen ihnen?” fragte Maria.

“Bestimmt”, sagte Toni.

“Und jetzt wickeln wir die Garnsträhnen zu Knäueln. Dann kannst du gleich mit dem Häkeln anfangen.”

“Zuerst sollten wir aber noch aufräumen”, meinte Toni, denn aus dem Versprechen, keine Unordnung zu machen, war natürlich nichts geworden. Die mehrstündige Arbeit hatte ihre Spuren hinterlassen. Auf dem Fußboden und auf den Bänken lagen die Überreste der Obststeigen und Schachteln. Farbkleckse und Kleisterspritzer klebten am Lehrerpult, zerknittertes Papier und Sägespäne bedeckten den Boden.

“Wie nach einem Bombenangriff”, sagte Maria.

“Du spinnst wohl!” rief Toni in unerwarteter Heftigkeit, “du spinnst total!”

“Was hast du denn?”

Maria hatte diesen Spruch vom Bombenangriff oft von der Lehrerin gehört, und er kam ihr so treffend vor, daß sie ihn nun ihrerseits gerne gebrauchte.

“Wenn du einmal einen Bombenangriff erlebt hättest, würdest du nicht so gedankenlos daherreden.”

“Ich rede nicht gedankenlos daher.”

“Doch, gedankenlos und dumm.”

“Was bildest du dir überhaupt ein!”

Zornig funkelten sie einander an.

“Blöde Kuh!”

“Dumme Gans!”

“Was habt ihr denn, ihr beiden, streitet ihr miteinander?”

Das war Willi. Er stand mit Spitz an der Seite unter der Tür. Beide Mädchen wandten sich ihm zu.

“Was machst du denn da? Verschwinde, aber schnell!”

Aber er war schon hereingekommen und beäugte neugierig die zwei Kassetten.

“Sind die schön!” sagte er ehrfurchtsvoll. “Habt ihr die Schachteln selbst gebastelt?”

Spitz aber fing an, wie ein Verrückter mit seiner Schnauze in den Sägespänen herumzuwühlen.

“Hör auf, Spitz”, schrie Maria, “hier herrscht sowieso schon das reinste Chaos.”

Da legte sich Spitz auf den Rücken, was bei ihm als Zeichen besonderen Wohlbehagens galt, und begann sich wie ein Bandwurm zu drehen und zu winden. Das Sägemehl staubte nur so durch die Luft. “Verschwindet, ihr zwei, aber sofort”, schrie Toni. “So etwas von Nervensägen, haut ab!”

“Ich gehe, aber ich werde Mutter sagen, wie es hier aussieht.”

“Untersteh dich!” drohte Maria. “Wenn du ein Wort sagst von dem, was du hier gesehen hast, hau ich dir den Hintern aus.”

“Schau, Willi”, begann Toni einzulenken, “wir machen da Geschenke zum Muttertag. Das ist doch ein Geheimnis. Unsere Mütter und die Großmutter dürfen das doch nicht erfahren. Es sollen Überraschungen sein, verstehst du? Und wenn du brav bist und jetzt mit Spitz schön in die Küche hinuntergehst, damit wir hier in Ruhe aufräumen können, erzähle ich dir morgen wieder vom Prater, vielleicht sogar von der Grottenbahn.”

Damit gab sich Willi zufrieden. Seit Toni mit ihrer Mutter hier in der

Nachbarschaft wohnte, hatte er nichts lieber, als wenn sie ihm Geschichten aus Wien erzählte.

Kaum waren sie wieder allein, fragte Maria: "Ich verstehe noch immer nicht, warum du vorhin so aufgebracht warst."

Toni stopfte die Kartonreste in den Papierkorb. "Ich hab' es auch gar nicht so gemeint. Es ist nur, die Leute reden hier oft so daher, daß man sich ärgern muß. Und wenn du auch noch so anfängst ..."

"Aber ich habe doch nichts Besonderes gesagt."

"Hast du noch nie einen Bombenangriff erlebt?"

Maria schüttelte den Kopf. "Nein, nie. Nur einmal ist oben am Bödele der Tank von einem abgeschossenen Flieger explodiert. Der Flieger ist weit draußen im Tal abgestürzt. Der Tank hat gebrannt, bis das Benzin verbraucht war, und ein bißchen von der Wiese ist auch abgebrannt. Wenn der Schnee weggeht, kannst du die schwarze Stelle erkennen. Das war das einzige Mal, daß wir so etwas erlebt haben."

"Siehst du, deshalb verstehst du nicht, wenn ich mich über solche Sprüche aufrege. Aber du kannst ja nichts dafür, daß du Glück gehabt hast."

Nun schien es Maria, daß Toni Sprüche daherredete. Glück hatte man, wenn einem das Haus nicht zerbombt wurde; wenn man jeden Tag etwas zu essen hatte; wenn man kratzige Strümpfe zum Anziehen hatte und nicht frieren mußte, weil viele Kinder keine Wohnung und nichts zum Anziehen hatten.

"Wie war das denn in der Stadt bei den Luftangriffen?"

Toni bekam wieder diesen gespannten Zug im Gesicht. "Ich glaube, das kann ich dir gar nicht so schildern, wie es wirklich war."

"Ich werde es schon verstehen."

"Also, immer wenn die Sirenen heulten, sind wir ganz schnell zum Luftschutzkeller gegangen. Manchesmal war das auch mitten in der Nacht, und ich war müde und wäre viel lieber im Bett geblieben. Mutter hatte neben dem Bett immer einen kleinen Rucksack mit den wichtigsten Sachen stehen. Und natürlich meine Geige. Die haben wir immer mitgenommen."

"Haben das alle Leute gemacht?"

"Ich glaube schon. Das war Pflicht."

"Und wie war das im Luftschutzkeller?"

"Da war es eng, und oft war eine schlechte Luft. Die Leute waren nervös, besonders wenn man gehört hat, wie die Bomben einschlagen. Die einen haben gebetet, die anderen sind ganz still gesessen....Unsere

Nachbarin, die Frau Helbich, hat niemanden gehabt als ihre Katze. Die hat sie immer mitgenommen. Frau Helbich hat die ganze Zeit mit ihrer Katze geredet. Maunga hat sie geheißt.“

Nun, da Toni angefangen hatte zu erzählen, sprudelten ihr die Worte nur so heraus.

“Unsere Kitty wäre bestimmt nicht so brav. Die will prinzipiell das Gegenteil von dem tun, was man ihr sagt“, meinte Maria.

“Das ist, weil die Kitty an das freie Leben gewöhnt ist. Aber die Maunga war ja eine Wohnungskatze. Frau Helbich hat sie die ganze Zeit gestreichelt und ihr alles Mögliche erzählt und ihr schön getan. Die Maunga ist still auf ihrem Schoß gesessen, hat schmale Augen gemacht und alles beobachtet. Ich glaube, sie hat nie Angst gehabt. Nur das letzte Mal, als unser Haus getroffen wurde, war sie schon von Anfang an unruhig. Frau Helbich hat gleich gesagt: ‘Komisch, was die Maunga heute hat. Froh werde ich sein, wenn ich aus diesem Keller wieder lebendig herauskomme.’ Dieses Mal sind wir verschüttet worden.“

“Wie war das denn, als du verschüttet worden bist?”

“Zuerst war es wie gewöhnlich. Mama und ich waren auf dem Heimweg vom Einkaufen. Ich erinnere mich gut, ein kleiner Hund lief über die Straße. Er hatte kein Halsband um. Vielleicht gehörte er niemandem. Ich rief ihn, da blieb er stehen. Er wedelte mit dem Schwanz. Ich wollte ihn streicheln. Da begannen die Sirenen zu heulen. Alarm! Mutter ergriff meinen Arm. ‘Komm schnell, wir müssen in den Keller!’ Überall auf der Straße fingen die Leute zu laufen an, die einen hetzten, ohne aufzuschauen, eine Gruppe von Frauen kehrte um. Mütter schrien nach ihren Kindern. Es war gerade die Zeit, zu der die Schule aus ist. Wir liefen zu unserem Haus, und der Hund lief mit. ‘Warte da’, sagte Mama, ‘ich bring’ schnell die Lebensmittel hinauf und hol’ den Rucksack und die Geige. Ich komm’ sofort. Rühr dich nicht von der Stelle!’”

“Und der Hund?” fragte Maria.

“Der Hund legte sich vor mir nieder. Es war ein ganz anderer Hund als dein Spitz. Klein war er, mit dünnen, aber ziemlich hohen Beinen und einem länglichen Körper. Sein weißes Fell trug schwarze Flecken, der Schwanz war rein weiß. Er schaute mich an, und ich wollte Mama fragen, ob ich ihn mit in den Keller nehmen dürfte. Ich streichelte ihn. Das gefiel ihm. Mama kam herunter, den Rucksack umgehängt, den alten Geigenkasten in der Hand. ... Sie zog mich mit sich. Weil ich den

richtigen Namen nicht wußte, rief ich ihn einfach: 'Hund'. Er verstand und folgte uns. Aber an der Kellertür wies ihn der Luftschutzwart zurück. 'Frau Prohaska, der gehört nicht zu Ihnen', sagte er zu der Mutter, 'weiter, weiter, machen Sie schnell!' Er gab dem Hund einen Tritt, daß er aufheulte und davonlief. Mutter zog mich in den Keller, andere Leute drängten nach. 'Wein nicht, der Hund wird sich schon zu helfen wissen', sagte Mama. Da kamen die Einschläge schon näher. Der Boden bebte. Von der Decke lösten sich Mörtelstücke und regneten auf uns herab. Mama wurde vor Angst immer ganz steif und ich immer ganz kalt. Jetzt schlug es ganz in unserer Nähe ein. Die Mauern knirschten. Irgendwo splitterte Glas. In unserem Keller hatte jede Wohnpartei einen eigenen Platz. Unseren hatte Mama mit zwei Hockern, die früher im Schlafzimmer gestanden waren, und einem kleinen Regal eingerichtet. Decken hatten wir auch im Keller. 'Der Hund hätte leicht Platz gehabt bei uns', sagte ich zu Mama, weil ich immer daran denken mußte, wie es ihm jetzt wohl erging, wo die Flugzeuge ihre Bomben genau über uns abwarfen. Ich habe Mama auch gesagt, daß ich es sehr ungerecht finde, daß die Katze von Frau Helbich hier sein darf, aber der Hund nicht. Aber plötzlich wankte alles, der Boden, die Wände, der Schemel, auf dem ich hockte, und die Frau Helbich mit der Katze am Schoß. Die Katze saß gerade mir gegenüber. Sie war das letzte, an das ich mich erinnern konnte. Sie sträubte den Schnurrbart und die Nackenhaare, sie schien plötzlich doppelt so groß wie gewöhnlich. Die Katze pfauchte, und die Leute schrien. Und gleich darauf war alles dunkel. Mir legte sich etwas Schweres auf die Brust. Ich weiß nicht, was das war. Ich bekam keine Luft. Ich schrie nach meiner Mama. Ich hatte furchtbare Angst zu ersticken."

"Und dann?"

"Dann weiß ich nichts mehr. Als ich wieder aufwachte, saß Mama neben meinem Bett. Sie hatte einen dicken Verband um den Kopf und streichelte mir das Gesicht. 'Sie lebt', sagte sie, 'Gott sei Dank, sie lebt'. Aber seit dieser Zeit habe ich Angst vor dem Schlafengehen."

"Warum denn? Der Krieg wird bald aus sein. Jetzt kann dir nichts mehr passieren."

"Das weiß ich im Schlaf nicht. Deshalb träum' ich immer noch von den Bomben. Dann wach' ich auf von meinen eigenen Schreien."

"Und wo ist die Katze jetzt, wo euer Haus kaputt ist?"

"Die Katze ist tot. Auch Frau Helbich ist tot. Sie hat Pech gehabt."

“Und ihr seid gleich nach Tirol gefahren?”

“Nein, so schnell ging das nicht. Zuerst mußte Mutter ihre Kopfverletzung und den gebrochenen Arm ausheilen. Und ich meine Gehirnerschütterung. Einmal, da wußte ich schon, daß Mutti aus Wien weg will, bin ich noch schnell in die Straße gelaufen, wo wir früher gewohnt haben. Ich hätte gerne unser Haus noch einmal angeschaut. Aber da war gar kein Haus mehr. Auch das Nachbarhaus war verschwunden. Übrig geblieben waren nur ein riesiger Haufen Ziegelsteine, verkohltes Holz und rußige, schwarze Mauerreste. Zuoberst auf dem Trümmerhaufen entdeckte ich eine zerfetzte Tapete. Als der Wind sie hin- und herwehte, erkannte ich, daß es die Tapete von unserem Wohnzimmer war.”

Sie waren längst fertig geworden mit dem Aufräumen und saßen nun nebeneinander auf dem Lehrerpult. Von hier hatte man einen weiten Blick bis hin zum Gerlosstein hinüber, der in der Dämmerung wie ein schlafender Riese dalag.

“Seit dieser Zeit mußt du weinen oder zornig werden, wenn jemand von Bomben redet?” fragte Maria leise.

Toni antwortete nicht.

“Wenn du willst, sage ich Spitz, daß er ab heute uns beiden gehört, dir und mir. Willst du?”

Aber Toni schüttelte den Kopf. “Ich werde nicht hierbleiben. Wenn der Krieg vorbei ist, geht Mama mit mir nach Wien zurück.”

“Aber ihr habt ja keine Wohnung mehr.”

“Mutti sagt, unsere Wohnung muß wieder aufgebaut werden. Und bis dahin werden wir bei Großvater wohnen. Ich muß im Herbst wieder aufs Konservatorium. Ich komme schon in die dritte Klasse, da mag ich nicht aufhören.”

Das verstand Maria gut. An Großmutter's Geburtstag hatte Toni auf ihrer Geige gespielt. Frau Prohaska hatte vorher stolz Titel und Komponisten des Musikstückes angekündigt, aber Maria hatte beides wieder vergessen. Immer noch gegenwärtig war ihr das seltsame Gefühl, das sie dabei empfunden hatte. Das Herz war ihr gleichzeitig leicht und schwer geworden. Großmutter hatte sogar geweint. Natürlich mußte Toni weiter auf ihrer Geige lernen. Trotzdem tat es Maria sehr leid, daß die neue Freundin nicht bei ihr bleiben mochte.

### III

Maria schreckte auf. Aus der Küche drang Stimmengewirr und das Geklapper von Geschirr und Besteck. Davon war sie aufgewacht. Schlaftrunken blinzelte sie in die Dunkelheit. Sie konnte nichts sehen, nur die Ziffern und die Zeiger des alten Weckers leuchteten grün von der Kommode herüber. Es war halb zwölf. Sie richtete sich auf und tastete nach dem Lichtschalter an der Wand. Willi hatte die Decke über beide Ohren gezogen. Der hörte sowieso nie etwas, weil er einen Schlaf hatte wie ein Marmelose im Jänner. Lisa atmete ruhig, mit offenem Mündchen, die Hände zu kleinen Fäusten geballt. Aber das Bett von Mutter war leer.

Sofort spulte sich ein Film hinter Marias Stirne ab: Abends, nachdem sie von Mutter ins Bett geschickt worden war, hatte es leise ans Fenster geklopft. Mutter hatte hinausgeschaut und Vater erkannt. Sie hatte die Haustür aufgesperrt, sie hatte Vater umarmt, sie hatte vor Freude geweint. Vater hatte gefragt, wo die Kinder seien, und dann hatte Mutter ihn leise, leise, um sie nicht aufzuwecken, ins Zimmer geführt. Vater hatte sie lange angeschaut, ihr vielleicht ganz zart übers Haar gestreichelt. Hatte sie nicht im Traum so Ähnliches gespürt? Später waren sie hinausgegangen und saßen nun in der Küche und feierten die glückliche Heimkehr.

Mit einem Satz sprang Maria aus dem Bett. Der Fußboden war eiskalt. Schnell zog sie den Pullover über das Nachthemd und wickelte sich eine Decke um den Bauch. Dann schlüpfte sie in die Patschen und stürmte zur Zimmertür hinaus. In der Eile vergaß sie, das Licht auszumachen. Im Hausgang blieb sie einen Augenblick stehen. Die Stimme, die aus der Küche drang, konnte nicht zu Vater gehören. Es war eine fremde, weiche Stimme, und nun fiel eine zweite ein, eine dritte versuchte, sie zu übertönen, dann sagte auch Mutter etwas, und alle redeten durcheinander, daß man überhaupt kein Wort mehr verstand.

Maria ging leise in ihr Zimmer zurück. Vater war also wieder nicht heimgekommen. Andere Männer saßen draußen in der Küche, aßen und unterhielten sich mit Mutter, mitten in der Nacht!

Schon wollte sie sich wieder ins Bett legen, aber dann packte sie doch die Neugier. Zuerst wollte sie einmal nachschauen, ob Großmutter in ihrem Bett lag oder noch auf war. Wieder verließ sie das

Zimmer, und diesmal machte sie das Licht aus. Die Stube der Großmutter war dunkel und leer. Also würde auch sie in der Küche sein. Da beschloß Maria hinauszugehen und zu sehen, was los war. Leise und vorsichtig machte sie die Küchentür einen schmalen Spalt auf. Der Anblick, der sich ihr bot, überraschte sie. Um den Tisch saßen einige Leute, Männer mit bärtigen, abgezehrten Gesichtern und dünnen Hälsen. Bis auf einen hatten sie alle dunkle Haarstoppeln und dunkle Augen. Sie trugen abgerissene und zerrissene Jacken. Großmutter stand am Herd und bewachte den größten Kochtopf, den die Familie besaß. Wolken von Dampf und blubbernde Geräusche entströmten ihm. Mutter verteilte Teller und Besteck auf dem Tisch, je eine Gabel und einen Löffel. Sie entdeckte Maria als erste.

“Was tust du da? Es ist doch fast Mitternacht. Du solltest schlafen!”

Das war wieder einmal typisch Mutter.

“Ich bin von eurem Lärm aufgewacht”, sagte Maria.

“E tua, questa bella figlia?” fragte einer der Männer.

Mutter nickte. “Si, e mia.”

“Also, wenn du schon hier bist, dann komm auch herein”, sagte Mutter. “Mach die Tür zu, damit es warm bleibt hier drinnen.”

Großmutter fischte mit dem hölzernen Kochlöffel eine Nudel aus dem Kochtopf und zerbiß sie prüfend. “Al dente”, sagte sie, “ihr wollt sie al dente, wie ich die Italiener kenne. Mir schmecken sie ja weichgekocht weit besser.”

“Das sind Kriegsgefangene von unserem Lager”, erklärte Mutter. “Alles Italiener bis auf den Blonden, der ist aus Polen.”

Maria erschrak. “Aber Mutter, die sind ja alle so laut. Wenn das jemand hört und uns anzeigt!”

Da lachte Mutter und nahm Maria an beiden Händen. “Ach, du weißt es ja noch nicht. Die sind befreit. Gestern sind die Amerikaner nach Zell gekommen. Sie sind befreit, verstehst du? Der Krieg ist aus!”

“Der Krieg ist aus? Aber warum ist Vater dann noch nicht daheim?”

“Vater kommt auch noch”, sagte der Italiener, der neben dem Polen saß, auf deutsch. “Jetzt gehen alle heim. Wir gehen nach Italien. Und Janusz hier kehrt zu seiner Mutter nach Polen zurück. Und die Franzosen gehen nach Frankreich.”

“Und Boris nach Rußland?” sagte Maria.

“Ich weiß zwar nicht, wer der Boris ist, von dem du sprichst, aber wenn es ein Russe ist, wird er nach Rußland zurückgehen, das ist klar.”

“Eccola”, sagte Mutter und stellte die Schüssel mit den dampfenden Nudeln auf den Tisch. Sie begann mit schneller Stimme auf italienisch eine kleine Rede zu halten. Sie trug noch immer die Bluse, die sie nachmittags angehabt hatte, eine dunkelblaue Bluse mit vielen winzigen Pünktchen drauf, die Maria sehr gefiel. Vor Eifer waren ihre Wangen gerötet, und die Haare ringelten sich um die Stirne. Dann wiederholte sie alles, was sie vorher in italienischer Sprache gesagt hatte, auf deutsch, für den Polen. Sie sagte, daß dies hier keine richtigen “Spaghetti al burro” seien, wie man sie in Italien zu essen pflegte, aber daß dies nicht an der mangelnden Kochkunst der zwei Köchinnen liege, sondern an den fehlenden Zutaten. Es gab also nur Spaghetti mit Margarine statt mit echter Butter, und den Parmesan mußten sie durch ein Stückchen harten geriebenen Magerkäse ersetzen. Aber sie hoffe, sagte Mutter, daß es ihnen trotzdem schmecken werde. Die Männer klatschten in die Hände, und Mutter fuhr fort: “Auch Wein gibt es leider keinen, und ich weiß, wie schmerzlich das für einen Italiener und vielleicht auch für einen Polen ist. Aber in zwei Tagen schon, wenn ihr daheim seid, werdet ihr Wein im Überfluß haben, Wein und Pasta al sugo oder al pomodoro, gerade wie es euch gefällt. Für heute trinken wir Hagebuttentee, der ist auch ein bißchen rot, und damit werden wir jetzt anstoßen. Auf eure Befreiung und auf das Ende des Krieges!”

Die Männer und auch Großmutter, Mutter und Maria hoben ihre Schalen und stießen miteinander an und riefen “Hoch, salute, salute”.

Maria schaute über die lachenden und fröhlichen Gesichter hinweg auf die Vorhänge, die das Fenster verhüllten, und dachte an Vater. Vielleicht saß er jetzt, in dieser Stunde, schon in einem hellerleuchteten Zug und fuhr durch die dunkle Nacht schnurstracks auf Tirol zu. Oder mußten die Waggons noch immer verdunkelt und ohne Licht sein, weil die Alliierten noch nicht überall, noch nicht in ganz Deutschland gesiegt hatten? Aber was machte das schon aus! Hauptsache, es gab diesen Zug, und er brachte Vater sicher heim. Und später, als die Männer schon längst weggegangen waren und Maria wieder in ihrem Bett lag, ließ sie sich von dem Dröhnen der Schienen und von dem Singen der Räder dieses Zuges in den Schlaf wiegen.

Am Morgen wachte sie mit einem Hustenanfall auf. Sofort steckte Mutter ihr das Thermometer in die Achselhöhle. Obwohl sie kein Fieber hatte, erlaubte Mutter ihr nicht, in die Schule zu gehen.

“Du kannst auch zu Hause lernen. Ich werde Fräulein Hauser bitten, daß sie dir einige passende Beispiele zum Rechnen gibt.”

Maria hatte nichts dagegen, noch länger im warmen Bett zu bleiben. Nach der vergangenen Nacht fühlte sie sich unausgeschlafen. Außerdem herrschte draußen noch immer Schnee und Frost. Erst knapp vor acht zog sie sich an und ging in die Küche hinaus, um zu frühstücken. Sie hatte es sich eben bequem gemacht, als die Lehrerin hereinstürzte.

“Frau Winkler, stellen Sie sich vor, das Bild des Führers ist aus dem Klassenzimmer entfernt worden. Wer kann das gewesen sein? Haben Sie vielleicht eine Ahnung?”

“Das kann ich Ihnen genau sagen, Fräulein Hauser”, antwortete die Mutter, ”ich bin es gewesen. Als ich heute morgen den Ofen im Klassenzimmer heizte, habe ich es abgenommen.”

“Aber wie konnten Sie so etwas tun? Sie haben gar kein Recht dazu. Ihr Mann ist im Krieg, und ich bin seine Vertretung. Also bestimme ich, was in der Klasse hängt, und nicht Sie. Sie haben das Klassenzimmer in Ordnung zu halten, nichts anderes.”

So aufgeregt hatte Maria die Lehrerin noch nie gesehen. Ihr Gesicht war blaß, die Stimme zitterte. “Sind Sie sich überhaupt der Tragweite Ihres Verhaltens bewußt? Das grenzt ja an Sabotage. An Sabotage grenzt das!”

“Bitte, Fräulein Hauser, kommen Sie herein. Setzen Sie sich, besprechen wir alles in Ruhe.”

Der Lehrerin schloß die Tür und setzte sich nieder, sprang aber im selben Augenblick wieder auf. “Sie machen sich überhaupt keine Vorstellung, wie demoralisierend das plötzliche Fehlen des Führerporträts sich auf die Schüler auswirkt. Hias, der sowieso ein Aufwiegler ist, wie er im Buche steht, pflanzt sich vor mir auf und lacht mir frech ins Gesicht: ‘Sie haben also den Führer auch schon entthront. Das geht ja schnell!’ Und ich - ich habe ihm nichts erwidern können, weil ich selbst völlig überrascht war über das Verschwinden des Bildes von der Wand.”

“Sie haben recht, Fräulein Hauser. Ich hätte Ihnen sagen sollen, daß ich das Bild abgenommen habe. Aber heute früh war alles so hektisch.”

Das Eingeständnis eines Fehlers von seiten der Mutter stimmte die Lehrerin anscheinend versöhnlich.

“Wo haben Sie das Bild hingegeben?” fragte sie.

Mutter zog die Holzkiste unter dem Herd hervor. Zwischen Spänen und kantigen Fichtenscheitern glänzte der silberfarbene Rahmen. Maria

spürte einen heftigen Stich in der Magengrube. Zu oft hatte sie das Bild mit ehrfürchtigen Augen betrachtet. Zu lange hatte es in der Klasse gehangen, an der Wand zwischen Tafel und Lehrerpult, genau im Blickfeld der Schüler. Selbst dann noch, als sie längst schon die Untaten Onkel Hermanns, die Verfolgung schuldloser Menschen wie Boris, die Schrecken des Krieges und die schmerzliche Abwesenheit Vaters mit dem Führer in Verbindung gebracht hatte, hatte sie seine unanfechtbare Autorität nicht wirklich in Frage gestellt. Nun schaute er mit ernstem Gesicht und strengem Blick zwischen den Sägespänen durch auf Maria. Die Lehrerin stürzte hinzu, riß das Bild an sich und barg es an ihrer Brust.

“Sie wollen das Führerporträt verbrennen!”

“Ja, das ist das Sicherste. Die Amerikaner stehen schon in Zell. Befreite Kriegsgefangene und KZler sind unterwegs. Ich will das Bild nicht im Haus haben.”

“Das Klassenzimmer ist nicht Ihre Wohnung.”

“Das wäre noch schöner. In der Wohnung habe ich ihn nie geduldet. Jetzt ist es an der Zeit, auch das Klassenzimmer zu säubern.”

“Ich hänge das Bild wieder auf.”

“Kommt nicht in Frage, das dulde ich nicht.”

“Und ich dulde nicht, daß Sie das Bild verbrennen. Ich nehme es mit mir. Ich bringe es in Sicherheit.”

“Liebes Fräulein Hauser, sorgen Sie lieber für Ihre eigene Sicherheit. Im Namen Hitlers ist ganz Europa mit Krieg überzogen worden. Sie können sich ausmalen, daß die Sieger nicht gerade glimpflich mit jenen Besiegten umgehen werden, die an diesem Namen festhalten.”

“Wahre Treue erweist sich nicht in guten, sondern in schlechten Zeiten.”

Mit diesen Worten verließ die Lehrerin grublos die Küche. Maria fühlte sich völlig verwirrt. Die Lehrerin hatte kein Wort zu ihr gesagt, sie nicht einmal angeschaut. Nur das Bild des Führers war ihr wichtig gewesen. Aber ich, dachte Maria, ich lebe, und sie weiß, daß ich sie mag und mich deshalb kränke über Unfreundlichkeiten von ihrer Seite. Dabei kann ich gar nichts dafür. Mutter wollte das Bild einheizen, nicht ich.

“Mutter, warum wolltest du das Führerbild einheizen?”

“Das habe ich doch schon gesagt. Und außerdem bin ich froh, dieses Gesicht endlich nicht mehr sehen zu müssen. Es ist mir die

ganzen Jahre hindurch auf die Nerven gegangen, beim Putzen und Aufräumen des Schulzimmers dauernd diese Augen im Rücken zu haben. Aber jetzt sei still, ich will das Radio einschalten. Um diese Zeit kommt der Vermissenssuchdienst.”

Mutter versuchte mit langsamem Drehen des Knopfes den ehemaligen Reichssender Innsbruck hereinzubekommen.

“Der kracht und grammelt heute wieder”, sagte Großmutter, die gerade zur Tür hereinkam, “man versteht rein gar nichts. Ich habe den Eindruck, nun wird er bald völlig seinen Geist aufgeben. Wenn Fritz heimkommt, werde ich ihn bitten, daß er ihn repariert.”

“Um Gottes Willen!” rief Mutter. “Nur das nicht. Erwinnere dich, Fritz hat immer alles leidenschaftlich gerne zerlegt, aber niemals wieder etwas richtig zusammengebaut.”

“Das war, als er ein Kind war. Aber sein Lehrherr, der Pfister, hat mir oft gesagt, daß er sich geschickt anstellt.”

“Still! Still! Ich glaube, jetzt habe ich den Sender erwischt.”

Wirklich konnte man einige Worte vernehmen. Allerdings in amerikanischem Englisch. Doch dann sprach eine Stimme auf deutsch: “Wir wiederholen nun einen Aufruf des Exekutivausschusses der Widerstandsbewegung: ‘Österreicher, Tiroler, Innsbrucker! Die Stunde der Befreiung ist gekommen. Jeder weitere Widerstand wäre nicht nur zwecklos, sondern ein Verbrechen an Volk und Staat. Sieben Jahre bitterster Knechtschaft und Bedrückung sind restlos vorbei. Die Alliierten kommen als unsere Befreier und Retter. Hißt an allen Häusern die Fahnen. Nicht weiße sollen es sein, sondern rotweißrote oder rotweiße, die Farben unseres heißgeliebten Österreich, unseres Tirol”. Die Stimme schwieg, und es ertönten einige Takte Musik.

“Diesen Aufruf habe ich vorgestern schon gehört”, sagte Großmutter, “aber er ist so schön, ich könnte ihn ruhig noch ein paarmal hören.”

Die andere Stimme war nun wieder auf englisch zu hören.

“Englisch sollte man können”, meinte Großmutter. “dir geht’s gut, Maria. Du wirst in der Hauptschule auch Englisch lernen dürfen.”

“Ich freu’ mich aber gar nicht so darauf.”

“Still, still, jetzt reden sie wieder deutsch. Jetzt kommt die Übersetzung.”

“Liebe Hörer! Wir bringen Ihnen nun eine wichtige Information zur Kenntnis. Das anglo-amerikanische Hauptquartier hat einen Befehl erlassen, der die Beziehungen zur österreichischen Bevölkerung regeln

soll. Wir fassen hier die wichtigsten Punkte zusammen. Die alliierte Politik verfolgt vier Ziele:

1. Den Nazismus und die Nazi-Hierarchie zu zerschlagen.
2. Gesetz und Ordnung herzustellen und zu erhalten.
3. Soweit als möglich normale Lebensbedingungen auch für die Zivilbevölkerung herzustellen.
4. Bei der Errichtung eines freien und unabhängigen Österreich zu helfen.”

Großmutter nickte. “Das klingt gut. Sehr gut klingt das!”

“Still”, sagte Mutter, “es geht weiter. Ich möchte alles hören.”

“Ich zitiere”, erklärte der Sprecher: “Bis wir über die Haltung der Bevölkerung ins Klare kommen, und bis unsere Ziele der Bevölkerung klar werden, ist es notwendig, eine strikte Politik der Non-Fraternisation einzuhalten.”

“Non-Fraternisation? Was ist denn das?” fragte Maria.

“Psst, sei still, das erkläre ich dir später.”

Doch der Sprecher fuhr schon fort: “Non-Fraternisation heißt, jede Annäherung an die Österreicher zu vermeiden, ihnen keine Freundlichkeit oder gar Intimität zu zeigen. Generell verboten ist, Österreicher in ihren Heimstätten aufzusuchen, mit Österreichern zu trinken, Österreichern die Hände zu schütteln oder von ihnen Geschenke anzunehmen, mit ihnen zu tanzen oder an anderen gesellschaftlichen Zusammenkünften teilzunehmen. Alliiertes Personal, das mit den Österreichern amtlich zu tun hat, wird dies in gerechter, aber strikter Form tun. Gegenüber den Österreichern kann die Haltung etwas entgegenkommender sein als gegenüber den Deutschen.”

“Da schau her”, sagte die Großmutter, “wir werden besser behandelt!”

Der Sprecher fuhr fort: “Alle alliierten Befehle haben die Österreicher sofort, vollständig und genau auszuführen. Entschuldigungen und Ausreden werden nicht toleriert.”

“Siehst du, Maria, alle Österreicher müssen gehorchen. Aber du wirst immer gleich rebellisch, wenn ich dir etwas anschaffe.”

“Mit diesem Punkt wollen wir schließen. Das Dokument ist viel umfangreicher. doch sind dies einige der wichtigsten Passagen. Ausgegeben ist dieser Befehl von Feldmarschall Alexander in seiner Funktion als Oberbefehlshaber der Alliierten.”

“Ich kenn’ mich überhaupt nicht mehr aus”, sagte Maria, “was sind wir jetzt wirklich, Befreite oder Besiegte?”

Mutter seufzte. "Beides, wir sind beides. Die Alliierten haben uns von den Nazis befreit und dem Krieg ein Ende gemacht. Aber sie sehen in uns auch den besiegten Feind. Ist ja klar. Hunderttausende Österreicher sind als Soldaten des Nazi-Regimes in fremde Länder eingefallen und haben für Hitler gekämpft. Viele alliierte Soldaten haben in diesem Kampf ihr Leben lassen müssen."

"Das ist aber kompliziert!"

"Das ist noch viel komplizierter, als wir heute sehen können. Aber das Wichtigste ist doch, daß der Krieg aus ist. Das ist das Wichtigste!" sagte Großmutter mit Nachdruck.

Darüber waren sich eigentlich alle einig. Wen immer Maria über die Ereignisse der letzten Tage reden hörte, jeder wiederholte die Worte: "Gott sei Dank, daß der Krieg endlich aus ist!"

Jeder hatte darüber hinaus noch seine besonderen persönlichen Gründe. Die Frau Prohaska freute sich, daß ihrem alten Vater in Wien nun nichts mehr passieren würde. Die hochschwängere Gruberbäuerin war froh, weil sie nun ihr Kind im Frieden zur Welt bringen würde und weil sie hoffte, ihren Mann bald wiederzusehen. Der Briefträger jubilierte, weil die großsprecherischen Dorf Nazis sich entweder versteckt hatten oder sehr kleinlaut geworden waren. Und jeder ehemalige Soldat, der auf den Weg über den Berg in die Lehrerküche hereinschaute, war glücklich, endlich wieder daheim zu sein. Nur was die Lehrerin dachte, erfuhr Maria nicht. Sie hatte sich, seit sie mit dem Hitlerbild unterm Arm aus der Wohnung gestürzt war, nicht mehr blicken lassen. Sie war zu ihren Eltern nach Innsbruck gefahren. Nun gab es für die Kinder am Berg auch keinen Unterricht mehr.

Knapp vor dem Muttertag kam Toni zu Maria, um ihr das fertige Deckerl zu zeigen. Es war, mit dem kunstvollen Rosettenmuster, sehr schön geworden. Den Abschluß bildete eine Reihe Luftmaschen, die sie zu kleinen Bögen geformt hatte. Maria betrachtete die Decke und stieß einen kleinen Seufzer aus. Sie würde wohl nie eine so komplizierte Handarbeit zustande bringen.

"Also wirklich hervorragend, wirklich hervorragend."

Die Großmutter als sachverständige Kennerin breitete das Deckerl auf dem dunklen Hintergrund ihrer Schürze aus. "Du wirst es noch spannen, nicht wahr, ein bißchen stärken und dann spannen?"

Toni nickte. "Ja, nicht zuviel. Es soll nicht steif werden, nur eine gewisse Festigkeit bekommen."

"Richtiges Stärkemittel habe ich natürlich nicht. Aber man kann als

Ersatz ein wenig verdünnte Milch nehmen. Das geht recht gut.”

Sie legte das Deckerl auf den Tisch zurück. “Maria, hol das Nadelkissen aus meinem Zimmer. Das haben wir gleich.”

In diesem Augenblick aber wollte auch Willi das vielbewunderte Deckerl näher betrachten.

“Rühr es nicht an!” sagte Toni, “du hast gerade Marmeladebrot gegessen. Schau deine Finger an, wie klebrig die sind. Erst Hände waschen, dann darfst du es anfassen.”

Sie wollte das Deckerl rasch an sich nehmen, aber Willi war schneller. Er schnappte zu, stieß dabei jedoch mit dem Ellbogen an die volle Kaffeetasse, und schon ergoß sich ein Schwall der schwarzen Brühe über das Kunstwerk. Toni wurde blaß, einen Augenblick sah es aus, als wollte sie Willi schlagen. Er hatte das Deckerl schon wieder losgelassen und hielt die Arme schützend vor dem Gesicht. Toni hob das Deckerl auf. Es war praktisch unbrauchbar geworden, denn breite braune Streifen zogen sich quer über die weiße Spitzenpracht.

“Ich kann nichts dafür, wirklich nicht. Ich hab’ es nicht absichtlich getan”, schluchzte Willi.

Es war wieder einmal Großmutter, die den Kopf oben behielt. Sie nahm das Deckerl und warf es in den Kübel mit kaltem Wasser. Die Flecken blieben. Sie versuchte es mit Seife und Ribbeln. Leider nützte es nichts. Die Flecken wurden heller, blieben aber sichtbar.

“Also, da hilft nur eine Roßkur”, sagte sie schließlich und stellte einen Topf mit Wasser auf den Herd.

“Was wollen Sie machen, Frau Singer? Glauben Sie, daß man das Material auskochen kann? Ich fürchte, so hohe Temperaturen wird es nicht vertragen.”

“Nein, nicht auskochen. Wir machen etwas anderes. Wir färben es ein. Auf Cremefarben. Du hast doch gesagt, Creme würde auch in euer Schlafzimmer passen?”

“Ja”, sagte Toni, “das paßt. Aber wie wollen Sie es denn einfärben? Haben Sie Stoffarben?”

Großmutter lächelte. “Nein, Stoffarben nicht. Ich weiß eine andere Methode. Du wirst es gleich sehen. Und ich wette, du wirst sehr zufrieden sein damit.”

Sie brühte mit dem kochenden Wasser eine große Schüssel Gerstenkaffee auf, tauchte das Deckchen hinein und schwenkte es eifrig hin und her.

Nach zwei Minuten zog sie es heraus.

Der Fleck war verschwunden, weil die Decke nun eine gleichmäßige zartbeige Färbung angenommen hatte.

“Na, was sagst du da?”

“Wunderbar!”

“Nun wird es in verdünnter Magermilch gestärkt, das macht es noch einen Ton heller. Du wirst sehen, getrocknet wirkt die Farbe perfekt.”

“Frau Singer, Sie sind wirklich eine Zauberin”, rief Toni, “so gefällt es mir noch besser als ganz weiß.”

“Na siehst du, man muß sich nur zu helfen wissen.”

Frau Prohaska war sehr angetan von dem Geschenk. Nicht nur, weil sie mit dieser nunmehr cremefarbenen Decke das häßliche Nachttischchen abdecken konnte, sondern auch deshalb, weil sie sich sehr freute, daß Toni mitsamt Maria und Großmutter soviel Phantasie und Ideen entwickelt hatte, um ihr eine Freude zu machen. Selbstverständlich gefielen auch Mutter und Großmutter die bunten Holzkassetten. Für Großmutter allerdings kam das schönste Muttertagsgeschenk erst zwei Tage später.

## IV

Untertags war die Sonne für einige Stunden hinter den Wolken hervorgekommen und das Thermometer einige Grade über Null gestiegen. Doch jetzt, da die Schatten den Hang um das Schulhaus erreicht hatten und ein kräftiger Wind vom Joch herunterblies, wurde es wieder kalt. Mutter, die eben einen Kübel Wasser vom Brunnen unterm Haus geholt hatte, band sich das Kopftuch um.

“Wird es heuer denn nie warm werden?” sagte sie, während sie sich die Hände über dem Herdfeuer wärmte.

“Das sind eben die Eismänner”, erklärte die Großmutter. “Bonifatius, der Pankratius, der Servatius, und morgen, am 15. Mai, kommt noch die kalte Sophie.”

“Wenn die vorbei sind, dann wird es auch hier in Tirol wärmer werden. Das hoffe ich wenigstens”, sagte Frau Prohaska. Und sehnsuchtsvoll fügte sie hinzu: “Im Wienerwald blühen bestimmt schon die Veilchen.”

Sie saß am Tisch und schlürfte heißen Pfefferminztee. Die Pfefferminze hatte die Familie im Sommer gesammelt, und Großmutter hatte die Blätter auf dem Dachboden auf riesigen Packpapierbögen getrocknet. Natürlich nicht nur Pfefferminze, sondern auch Kamillenblüten, Schafgarbe, Hagebutten und Holler. So hatten sie das ganze Jahr über Tee für sich und alle Gäste. Frau Prohaska verbrachte ihre Nachmittage oft im Schulhaus. Sie fand es hier gemütlicher als bei der Gruberbäuerin, denn sie hatte sich mit Großmutter angefreundet. Toni ihrerseits war von Anfang an gerne mit Maria zusammen gewesen.

“Im vorigen Jahr um diese Zeit haben wir die Hennen untertags schon ins Freie gelassen”, meinte Großmutter.

Wenigstens ein Vorteil von dieser Kälte, dachte Maria, sagte aber nichts, um nicht unnötige Konflikte zu erzeugen. Wenn die Hennen eingesperrt waren, mußte man zwar jede Woche zweimal die Steige ausmisten, den Boden waschen und mit frischen Sägespänen bestreuen, was nicht angenehm war. Aber diese Arbeit wurde von Mutter und Maria gemeinsam bewältigt. Lebten die Hennen in dem kleinen Schuppen hinter dem Haus, fand das Ausmisten zwar nur vierzehntägig statt, doch mußten sie jeden Nachmittag gehütet werden. Sie durften nämlich nicht in den benachbarten Roggnacker hinein,

weil sie durch ihr Gepicke und Gescharre großen Schaden anrichteten. Das Hüten war die Aufgabe von Maria und Willi. Beide haßten das Hennenhüten wie die Pest. Es war jedoch nicht ratsam, mit Großmutter darüber zu reden. Auf Klagen solcher Art folgten immer lange Reden über die Nützlichkeit von Hausarbeit für Kinder, insbesondere für Mädchen.

“Ich weiß schon gar nicht mehr, womit ich die Hennen füttern soll. Im Freien ernähren sie sich fast selber.”

“Aber glauben Sie mir, Frau Singer”, sagte die Frau Prohaska, “lieber Schneetreiben und einen warmen Herd, als Veilchen und von mir aus auch Sonne, aber kein Holz und auch kein Gas zum Kochen.”

Toni stieß Maria an und kicherte. “Noch lieber Gas und Holz und Veilchen”, flüsterte sie Maria zu.

Sie hockten am Tisch und machten die Rechenaufgaben. Zu zweit ging es schneller, die fünf Reihen Rechnungen zu machen. Maria rechnete die erste und die dritte Reihe, Toni die zweite und vierte. Die fünfte teilten sie sich. Da die Lehrerin schon eine Woche lang nicht gekommen war, gab Mutter Schulübungen auf. Dabei ging sie ziemlich großzügig vor. Willi mußte jeden Tag zwölf Zeilen aus seinem Lesebuch abschreiben. Maria bekam Rechnungen auf und zwischendurch einen Aufsatz. Da sich Erwachsene in Belangen der Schule oft einig sind, befand Frau Prohaska, derartige Übungen könnten auch Toni nicht schaden. Zum Glück wußten sich die zwei zu helfen. Da klopfte es ans Küchenfenster. Großmutter, die mit ihrer Strickarbeit nahe beim Fenster saß, schob den gehäkelten Scheibenvorhang beiseite und schaute hinaus. “Da steht schon wieder einer draußen!”

Maria drängte sich hinzu. Sie wollte auch sehen, wer an ihr Fenster klopfte.

“Das ist ein sonderbares Individuum”, meinte Großmutter. “Hat eine Uniform an und einen Schal vorm Gesicht! Typen laufen heutzutage herum!”

In diesem Augenblick hob der Mann die Hand und klopfte nochmals an die Scheibe. Da schrie Großmutter auf. Nun hatte sie den Mann erkannt: “Das ist ja Fritz!” Sie stürzte hinaus. Die anderen liefen ihr nach. Sogar Spitz, der bis jetzt anscheinend unbeteiligt auf seinem Plätzchen neben dem Herd geschlafen hatte, sprang hoch und wedelte eifrig mit dem Schwanz. Großmutter schob den Riegel zurück und riß die Tür auf. Maria starrte auf den Mann. Onkel Fritz hatte doch immer

ganz anders ausgeschaut. Er war groß, hatte dunkle Haare und lustige, fast schwarze Augen. Seine Kleidung war immer ordentlich gewesen, die Hemden sauber, die Hosen gebügelt. Maria konnte sich erinnern, daß er sich am Sonntagmorgen den Anzug selbst mit dem schweren Kohlebügeleisen aufgedämpft hatte. Nicht einmal Großmutter hatte ihm die Bügelfalten scharf genug hingekriegt. Der Mann da trug eine zerrissene Uniform und aufgeschnittene Stiefel, statt der Soldatenmütze hatte er einen Schal um den Kopf geschlungen. Die Augen waren nicht zu sehen, so stark waren Gesicht und Lider geschwollen. Langsam humpelte er, auf Großmutter und Mutter gestützt, in die Küche. Mutter begann ihn vorsichtig aus dem Militärmantel zu schälen. Dann mußte er sich setzen, und Mutter kauerte sich nieder und befreite seine Füße von den gefrorenen und aufgeschnittenen Stiefeln. Frau Prohaska bereitete inzwischen eine Schüssel mit warmem Wasser. Vorsichtig löste Mutter die Gamaschen ab. Die Füße sahen schlimm aus, blutig und offen, und die Zehen wiesen Zeichen von Erfrierungen auf. Die Füße wurden gesäubert und verbunden.

“Die Augen werden wir mit Kamillenbäuschen behandeln”, sagte Großmutter, “aber zuerst kriegst du etwas zu essen.”

Sie holte den Suppenrest vom Mittag aus der Speisekammer und schnitt Brot hinein. Frau Prohaska goß eine Tasse mit Pfefferminztee voll. Hungrig stürzte sich Onkel Fritz darüber. Toni saß da und folgte mit großen Augen jedem Löffel vom Teller bis zum Mund des Mannes. Sie war oft hungrig, denn ihre Mutter hatte nicht die Möglichkeit, zusätzlich zu den Lebensmittelkarten etwas zum Essen aufzutreiben. Er konnte die hungrigen Augen nicht sehen, weil er schneebblind war und fast überhaupt nichts sah. Aber Großmutter bemerkte es, nahm das Messer und schnitt eine Scheibe von dem Brotwecken, den sie erst gestern auf den Lebensmittelabschnitt für die ganze Woche bekommen hatte, und bestrich sie mit dem letzten Rest aus dem Schmalztiegel.

“Schau, Toni, ein Schmalzbrot, nimm und iß!”

“Wie geht es bei euch?” fragte Onkel Fritz, “Habt ihr Nachricht von Hermann und Robert?”

“Nein”, sagte Mutter, “wir wissen nichts und leben in großen Ängsten um sie.”

Ihre Stimme klang zittrig. Gleich wird sie weinen müssen, dachte Maria, weil wir nun schon fünf Monate und drei Wochen ohne Nachricht von Vater sind, und weil Onkel Hermann vielleicht nie wieder heimkommen wird, da er als vermißt gilt. Auch Frau Prohaska

weinte. Ihr Mann war im Sommer 1943 gefallen. Sein Freund, der mit ihm in der gleichen Einheit gewesen war, hatte ihr das Foto seines Grabes geschickt. Sie trug es immer bei sich und zeigte es her. Auch Maria hatte es schon viele Male anschauen müssen. Ein aufgeworfener Hügel, ein Birkenkreuz mit einem Stahlhelm, der schief zur Seite hing. Maria und Toni saßen betroffen da. Eben hatten sie sich noch gefreut, und es war schön und heimelig gewesen. Und nun weinten sie alle und waren traurig. Einer war heimgekommen und lebte, aber viele waren tot und kehrten nie wieder zurück.

Spitz sprang auf. Er merkte immer, wenn Maria traurig war. Er kam her, wedelte mit dem Schwanz und richtete sich auf. Dann legte er die Vorderpfoten auf ihre Knie und schaute sie mit seinen schönen braunen Augen an. Maria beugte sich nieder und streichelte seinen Kopf.

“Du mußt zu Toni lieb sein”, flüsterte sie, “Toni ist viel ärmer als ich. Sie weiß, daß ihr Vater nicht mehr lebt.”

Onkel Fritz hatte seine Suppe und das Brot aufgegessen. Er bedankte sich.

“Ich werde so bald als möglich meine Papiere in Ordnung bringen, damit ich meine Zuteilung bekomme und euch nicht eure Rationen wegesse”, sagte er.

“Mach dir darüber keine Sorgen!” rief Großmutter.

Draußen war es dunkel geworden. Frau Prohaska verabschiedete sich und ging mit Toni heim. Die Mutter richtete Onkel Fritz den Diwan in der Stube zum Schlafen her, und Maria sollte das Bett vom Vater benützen, das bisher Willi gehört hatte. Für Willi baute Mutter aus Sesseln, einem Strohsack und Decken eine provisorische Liege. So hatten alle einen Schlafplatz. In der Nacht wurde Maria wach. Zuerst verstand sie nicht, was los war. Sie hatte tief und fest geschlafen und wußte gar nicht, wo sie sich befand. Es war auch sehr dunkel um sie herum. Aber dann fiel ihr der gestrige Nachmittag wieder ein. Sie lag im Bett neben der Mutter, und es war Mutter, die neben ihr weinte und schluchzte. Sie richtete sich auf und tastete mit der Hand nach ihr. Mutter hatte den Kopf in dem Polster vergraben.

“Mutter! Mutter!” rief Maria leise. “Was hast du? Was ist mit dir?”

Da erst merkte Mutter, daß Maria wach geworden war. Sie schlang ihren Arm um das Kind.

“Mutter, bist du traurig, weil Onkel Fritz heimgekommen ist und nicht Vater?” fragte Maria.

Da weinte Mutter noch mehr und gab keine Antwort.

“Ich habe auch immer daran denken müssen, wie schön es wäre, wenn Vater vor dem Fenster gestanden wäre”, sagte Maria.

“Ach Kind, Kind, ich bin froh, daß Fritz da ist, so froh. Wenigstens einer ist zurück. Um einen weniger, um den man sich sorgen muß.”

Sie wiegte Maria in ihrem Arm hin und her. “Vater wird auch wieder heimkommen, vielleicht ist er bereits auf dem Weg zu uns. Vielleicht klopft er morgen früh schon ans Fenster.”

“Mutter, glaubst du, wir haben um Vater zuwenig gebetet? Großmutter hat jeden Abend zum Heiligen Antonius gebetet, damit der Onkel Fritz zurückkommt. Vielleicht ist er deshalb früher gekommen?”

“Aber Maria, was denkst du dir da aus!” Mutter schüttelte den Kopf. “Onkel Fritz hat Glück gehabt. Er hat nur von Bozen heimgehen müssen. Vater aber ist irgendwo in Polen. Von dort haben wir jedenfalls seinen letzten Brief erhalten.”

Sie streichelte Maria die Haare aus dem Gesicht. “Solange wir keine Nachricht haben, können wir hoffen. Da ist die Frau Prohaska viel ärmer dran als wir. Sie kann nicht mehr hoffen. Und jetzt versuch wieder zu schlafen. Und sag Großmutter nicht, daß ich geweint habe in der Nacht, hörst du?”

Am nächsten Morgen stand Maria wie gewöhnlich auf. Auf dem Weg zum Klo hörte sie Kitty vor der Haustür miauen. Obwohl draußen noch immer Schnee lag und die Nächte kalt waren, trieb sich Kitty gerne in der Nachbarschaft herum. Wahrscheinlich besuchte sie befreundete Katzen. Am Morgen aber wollte sie ins warme Haus. Maria sperrte also die Tür auf und ließ sie ein. Dankbar umschmurrte die Katze ihre Beine. Maria hob sie auf. Fell und Pfoten waren eiskalt. Zärtlich stufte das Tier gegen ihr Gesicht. Da noch niemand aufgestanden war, konnte Maria ungestört in die Speisekammer eindringen. Sie goß ein wenig von der Milch, die für Lisas Grießbrei bestimmt war, in die Katzenschüssel. Lisa wurde sowieso von allen gestopft. Kitty beobachtete jede ihrer Handbewegungen. Sie wußte genauso gut wie Maria, daß hier Unrecht geschah. Aber das verdarb ihr nicht den Appetit. Im Nu war das Schüsselchen leer. Maria ergänzte die fehlende Milch mit Wasser.

Gerade als sie wieder ins Schlafzimmer zurückwollte, um sich anzuziehen, klopfte es an der Haustüre. Es waren drei amerikanische Soldaten. Schon an den Tagen vorher waren zweimal Amerikaner gekommen und hatten das Haus durchsucht.

Mutter hatte ihr erklärt, daß sie nach geflüchteten Nazigrößen, SS-Leuten und Kriegsverbrechern fahndeten, aber auch nach Waffen und verbotenen Büchern. Sie hatten alle Kästen geöffnet, das Klassenzimmer inspiziert und unter der Stiege herumgestöbert. Maria hatte sich geängstigt, aber Mutter war ganz ruhig geblieben. "Wir haben nichts zu verbergen", hatte sie gesagt, "deshalb brauchst du auch keine Angst zu haben. Wenn der Krieg aus ist, muß man sich vor den Soldaten nicht mehr fürchten."

Diesmal war ein schwarzer Soldat dabei. Maria hatte noch nie einen Menschen mit anderer Hautfarbe gesehen. Er lachte, als er Marias Staunen bemerkte. Im übrigen benahm er sich wie die anderen zwei Soldaten. Sie hielten Gewehre in den Händen, stießen mit dem Fuß die Küchentür auf und taten so, als ob sie über das Haus zu verfügen hätten.

"Wo ist die Mutter?" fragte der eine auf deutsch.

"Sie schläft noch", antwortete Maria. "Aber ich weck' sie gleich."

Sie wäre sowieso am liebsten gleich zu Mutter gelaufen, aber sie hatte sich nicht getraut, die drei Soldaten allein zu lassen.

"Wir kommen mit. Zeig uns das Zimmer!"

Um ins Schlafzimmer zu kommen, mußte man erst durch die Stube. Dort lag Onkel Fritz. Er war inzwischen natürlich aufgewacht, zog es aber vor, sich die Decke über die Ohren zu ziehen und sich schlafend zu stellen. Der eine Soldat riß ihm die Decke weg, der andere hielt das Gewehr im Anschlag, und der dritte befahl: "Aufstehen!"

Onkel Fritz kam aus dem Krieg und war das Gehorchen gewohnt. So rasch er konnte, rappelte er sich auf und schwang die Beine aus dem Bett. Als seine verbundenen Füße den Boden berührten und er aufspringen wollte, stieß er einen lauten Schmerzensschrei aus und hockte sich wieder hin. In diesem Moment kam Mutter mit Willi an der Hand aus dem Schlafzimmer. Sie hatte sich in aller Eile angezogen und die Bluse schief zugeknöpft. Aber darauf achtete in der allgemeinen Aufregung sowieso niemand. Nur Maria fiel es auf, weil Mutter immer ganz pedant mit dem Anziehen war. Auch Großmutter kam aus ihrer Kammer.

"Wer ist das?" herrschte der deutschsprechende Soldat Mutter an. "Wer ist der Mann?"

"Er ist mein Bruder", sagte Mutter. "Er ist 17 Jahre alt. Vor einem halben Jahr haben ihn die Nazi in den Krieg geschickt, nach Italien. Gestern ist er zurückgekommen."

"Von wo?"

“Aus Bozen”, antwortete Onkel Fritz, “ich bin über die Berge heimgegangen.”

“Er ist krank”, sagte Mutter. “Schauen Sie sich seine Augen an. Er kann fast nichts sehen, und an den Füßen hat er Erfrierungen.”

“Zieh dich aus”, sagte der Soldat. “Los!”

Onkel Fritz schaute etwas verdattert.

“Nun mach schon”, sagte Mutter. “Zieh das Nachthemd aus. Sie wollen kontrollieren, ob du SS-Tätowierungen hast.”

Onkel Fritz zog sich das Nachthemd über den Kopf. Nicht die Spur einer Tätowierung.

“Okay”, sagte der Soldat. “Melde dich sofort bei der Militärkommandantur. Wegen der Entlassungspapiere.”

“Aber ich kann doch nicht gehen”, sagte Onkel Fritz kläglich. “Kann ich mich nächste Woche melden? Bis dahin sind die Wunden vielleicht schon ein bißchen verheilt.”

“Okay, nächste Woche.”

Onkel Fritz nickte dankbar: “Okay, nächste Woche.”

“Heute heize ich die Schulklasse nicht”, sagte Mutter, während sie das Wasser für den Kaffee aufstellte. “Vorige Woche habe ich mir die Arbeit ganz umsonst angetan. Ich warte ab, ob die Lehrerin kommt oder nicht.”

“Glaubst du, daß ihr etwas passiert ist?” fragte Maria.

Seitdem Fräulein Hauser das letzte Mal zu ihren Eltern gefahren war, hatte man sie nicht mehr gesehen. Auch keine Nachricht war gekommen. Alle wunderten sich natürlich darüber. Mutter antwortete wie immer: “Mach dir keine Sorgen. Über kurz oder lang ist sie wieder da.”

Onkel Fritz stand vor dem Spiegel und hatte sich die Wangen eingeschäumt. Die Augen waren noch immer stark geschwollen, aber sie taten ihm nicht mehr so weh wie gestern. Auch die Blasen an den Lippen begannen abzuschwellen. Die Küche roch wie zu der Zeit, als Vater noch daheim gewesen war und sich jeden Morgen rasiert hatte.

“Die Bauern sind sowieso froh, wenn die Schule gesperrt ist. Sobald der Schnee weg ist, beginnt die Feldarbeit. Da brauchen sie die Kinder dringend zur Arbeit. Die Männer sind ja noch nicht aus dem Krieg zurück.”

“Und Fremdarbeiter gibt’s auch keine mehr”, ergänzte Onkel Fritz.

“Hoffentlich ist der Lehrerin nichts passiert”, sagte Maria.

“Ach nein, das glaube ich nicht. Wahrscheinlich ist sie einfach

erkrankt, eine Grippe oder Angina, das kommt häufig vor in dieser Jahreszeit. Sie wird sich in Ruhe auskurieren und dann wieder zurückkommen.”

Mutter goß den Kaffee auf, und augenblicklich verdrängte der unangenehme Geruch von Zichorien den Duft des Rasierschaums. Der Briefträger kam gerade zurecht zum Frühstück.

“Grüß Gott allerseits”, sagte er wie immer und löste mit seiner gesunden Hand die schwarze lederne Brieftasche von der Schulter. Obwohl Onkel Fritz das Gesicht voller Schaum hatte, erkannte ihn der Briefträger sofort.

“So, die italienische Front ist auch schon heimgekehrt”, begrüßte er ihn.

Onkel Fritz konnte nicht antworten, sonst wäre ihm der Schaum in den Mund geraten.

“Was sagt ihr, morgen soll wieder beflaggt werden. Rot-Weiß-Rot, die österreichischen Farben. Die ehemalige Gauleiterin zerschneidet ihre Hakenkreuzfahne. War ein herzerfreuender Anblick. Ich trete in die Stube, und da liegt die Fahne zerschnitzelt auf dem Tisch. Der Spiegel mit dem Hakenkreuz ist herausgeschnitten, das rote Tuch in zwei Teile zerlegt, und daneben liegt schon ein weißer Streifen bereit, um die nagelneue Gesinnung der Familie kundzutun.”

“Woher weißt du, daß man beflaggen muß?”

“Im Radio haben sie es gesagt. Hört ihr nicht mehr Radio?”

“Doch, aber gestern ist der Fritz gekommen, da haben wir keine Zeit gehabt.”

“Das Schulhaus als öffentliches Gebäude müßt ihr unbedingt beflaggen.”

“Irgendwo muß noch die alte Fahne sein”, sagte die Mutter, “ich weiß, daß Robert sie versteckt hat.”

“Sie ist auf dem Dachboden. Als ich vorige Woche Lumpen gesucht habe, um neue Sohlen für Willis Patschen zu nähen, habe ich sie gesehen. Sie liegt zuunterst in einer Schachtel. Robert hat sie in die schwarze Trauerfahne eingeschlagen.”

“Darum kümmern wir uns später, jetzt wird gefrühstückt”, sagte Mutter. Alle setzten sich um den Tisch. Nur Lisa, die ihren Brei aus der verwässerten Milch schon bekommen hatte, thronte zwischen all den Polstern in ihrem Korbwagen und trommelte mit einem Kochlöffel gegen einen alten Deckel. Mutter schenkte Kaffee ein. Zucker gab es nur für die Kinder, ein Löffelchen.

“Und was hast du weiter vor, Fritz?” fragte der Briefträger.

“Ich werde schauen, ob ich die Lehre wieder aufnehmen kann beim Pfister in Innsbruck.”

“Wo hat der seine Werkstatt?”

“In Pradl.”

“Hoffentlich steht das Haus noch. Pradl hat einige Bomben abbekommen.”

“Nun bleibst du erst einmal schön hier und heilst deine Augen und Füße aus. Dann werden wir weitersehen. Irgendwas wird sich schon finden”, sagte Großmutter. “Hauptsache, du bist mit dem Leben davongekommen. Wegen der Lehre machen wir uns keine Sorgen.”

“Klar”, bestätigte der Briefträger, “das ist das Wichtigste.”

“Eben, wenn ich bis jetzt Glück gehabt habe, werde ich es auch weiterhin haben, ich bin nämlich ein Sonntagskind, nicht wahr, Mama?”

Er lachte und stupste Großmutter in die Seite. Die Großmutter betrachtete ihn liebevoll. “Du bist mein Jüngster, mein Nachzügler und das einzige Kind, das ich an einem Sonntag geboren habe”, sagte sie.

“Ja, du hast Glück gehabt, Fritz. Mich hat der Krieg den Arm gekostet, und auch ich habe Glück gehabt. Andere fünfzehn-, sechzehnjährige Kinder haben diese Nazi-Verbrecher vor zwei Wochen noch in den Tod geschickt.”

“Vor zwei Wochen? Das kann ich mir nicht vorstellen. Da hat doch jeder schon gewußt, daß nichts mehr zu ändern und der Krieg verloren ist.”

“Man möchte es nicht glauben, aber es ist wahr. Ich habe es gestern von einem Kollegen erfahren, der einen Sohn bei der Divisionsgruppe Nord gehabt hat.”

Der Briefträger rieb sich mit dem Armstumpf sein Ohr. “Es muß ein anderes Wetter kommen, die Narben tun mir wieder verdammt weh. Also, zu dieser Divisionsgruppe Nord und ihrem famosen Befehlshaber. Die Einheit, in der der Sohn meines Kollegen diente, war am 30. April in der Scharnitzer Klause und im Leutaschtal in Stellung gegangen. Vor ihnen aber, an vorderster Front, in der Porta Claudia, war nicht die reguläre Truppe eingesetzt, sondern da standen vierzig Hitlerjungen vom HJ-Bann Innsbruck. Könnt ihr euch noch erinnern, was für ein Sauwetter am 1. Mai war?”

“Am 1. Mai?” fragte die Mutter. “Ja natürlich, gestürmt und geschneit hat es, das weiß ich, weil ich eigentlich Wäsche waschen wollte, es aber dann verschoben habe. Es hat mich geärgert, bei einem

solchen Sauwetter die Wäsche am Brunnen zu schwenken. Obwohl, am nächsten Tag war es eigentlich genauso kalt, und da habe ich es dann doch tun müssen.”

“Ja, dieser 1. Mai! Hitler hatte sich schon einen Tag vorher in seinem Bunker umgebracht. Ostösterreich war schon längst befreit, und in Wien war schon eine österreichische Regierung eingesetzt. An diesem 1. Mai also griffen um neun Uhr vormittags die Amerikaner die deutschen Stellungen bei Scharnitz an, wo auch eine Gruppe von HJ-lern eingesetzt war. Statt daß sie sich abgesetzt hätten und zu ihren Müttern heimgerannt wären, haben die Dummköpfe zwei Panzer abgeschossen. Klar, daß die Amerikaner voll draufgaben. 28 von diesen Buben wurden getötet. In vorderster Front, vor der regulären Armee, am 1. Mai 1945 bei der Porta Claudia.”

Mutter schlug die Hände vor das Gesicht. “Es ist einfach unglaublich. Verbrecher sind das. Wer hatte denn den Einsatz dieser Kinder zu verantworten? Der gehört vors Gericht. Der gehört zur Rechenschaft gezogen.”

Großmutter griff nach der Hand von Onkel Fritz. “Wenn dir das passiert wäre! Die armen Kinder! Die armen Eltern!”

“Ein paar Stunden später, am gleichen Tag noch, wurde die Sperre von den Deutschen geräumt. 28 Kinder geopfert für nichts und wieder nichts.”

Der Briefträger fuchtelte, wie immer, wenn er erregt war, mit seinem Armstumpf durch die Luft. “Eine Schweinerei, aber leider nur eine von tausenden Schweinereien dieser Banditen.”

“Gott sei Dank, daß dieser Krieg endlich aus ist”, sagte Großmutter. “Gott sei Dank.”

“Trinkst du noch einen Schluck Kaffee, Briefträger?” Die Mutter hob die Kanne hoch. “Ein Schluck ist noch da und ein paar Tropfen Milch.”

“Ach ja, gerne, aber dann muß ich wieder weiter.”

Er stürzte die heiße, braune Brühe hinunter, stand auf und griff nach seiner Tasche.

“Ah, jetzt hätte ich beinahe was vergessen!”

Er wandte sich Maria und Willi zu. “Wer von euch beiden weiß, was eine Banane ist?”

“Eine Banane?” Willi schaute Maria an, Maria schaute auf Mutter. Nein, was eine Banane ist, wußten sie nicht. Das Thema Bananen war in der Schule noch nicht dran gewesen.

“Eine Banane ist eine süße Frucht, die unsere Befreier mitgebracht haben”, erklärte der Briefträger und öffnete seine schwarze Ledertasche. Er kramte eine Weile herum und zog dann die Banane heraus.

“Da, seht her, das ist eine der Segnungen der neuen Zeit. Eine Banane!”

“Wo hast du sie denn her?” wollte Willi wissen.

“Ich habe mich gestern mit einem amerikanischen Soldaten unterhalten. Das ist zwar verboten. Fraternisierung nennen die Amerikaner das. Zum Abschied hat er mir zwei Bananen geschenkt. Eine habe ich aus lauter Neugier auf der Stelle aufgegessen. Die zweite habe ich für euch aufgehoben.”

Mit diesen Worten überreichte er Maria feierlich die gelbe, mit winzigen, braunen Tupfen übersäte Frucht.

“Du mußt sie schälen”, belehrte er sie. Damit wandte er sich zum Gehen.

“Wenn du einen Heimkehrer von der Ostfront siehst, vergiß nicht, ihn zu fragen, ob er irgend etwas von Robert weiß.”

“Nein, nein, das vergess’ ich nicht.”

Als der Briefträger die Tür hinter sich geschlossen hatte, fragte Maria: “Können wir ihn nicht vielleicht auch bitten, ein bißchen herumzuhorchen, ob er etwas von Boris gehört hat?”

“Fragen können wir ihn wegen dem Russen, da haben wir heute nichts mehr zu befürchten. Aber der Briefträger wird nichts herausfinden. Der Boris wird hoffentlich schon auf dem Weg nach Moskau sein.”

“Schön wär’s”, sagte Großmutter. “Schön wär’s.”

“Ein Russe?” fragte Onkel Fritz. “Kennt ihr einen Russen?”

“Ach Gott, das weißt du ja noch gar nicht. Stell dir vor, wir haben im vergangenen Winter zehn Tage lang einen Russen bei uns versteckt gehalten.”

“Ihr habt Nerven”, sagte Onkel Fritz.

“Was hätten wir denn tun sollen? Er stand mitten in der Nacht vor unserer Haustür mit einer Schußverletzung am linken Arm, total ausgehungert und am Ende. Hätte ich ihm die Tür vor der Nase zuschlagen sollen, wo doch die Naziaufpasser schon hinter ihm her waren?”

“Mutter hat ihn am Dachboden versteckt. Aber es hat nicht lange gedauert, bis ich ihn gefunden habe”, sagte Maria.

“Das Versteck dürfte also nicht wer weiß wie sicher gewesen sein!”

“Doch, ich habe ihn durch puren Zufall gefunden. Und außerdem bin ich gleich einmal darauf gekommen, daß er kein Untermensch war. Untermenschen gibt es gar nicht. In diesem Punkt täuscht sich meine Lehrerin.”

“Die täuscht sich in vielen Punkten”, sagte die Großmutter.

“Kritisch wurde es, als die Wunde zu eitern anfang und er hohes Fieber bekam. “

“Aber ich habe ihn ausgeheilt”, erklärte die Großmutter, noch immer ganz stolz auf ihre Heilmethoden.

Das stimmte. Allein mit Käsepappeltee, Gänsefingerkraut, Salbei und Spitzwegerich hatte sie Boris gesundgepflegt.

“Und wie ist die Geschichte ausgegangen?” erkundigte sich Onkel Fritz.

“Eines Morgens war Boris verschwunden.”

“Habt ihr nichts mehr von ihm gehört?”

“Nein, er hat uns nur einen kurzen Brief hinterlassen.”

“Den hätten wir verbrennen sollen. Aber ich habe ihn aufgehoben. Geh, Maria, hol ihn. Er liegt in meiner Nähsschatulle, ganz zuunterst, zwischen dem Nadelkissen und dem Boden.”

Für gewöhnlich ärgerte sich Maria immer, wenn sie herumgeschickt wurde, dieses oder jenes herbeizuschaffen. Heute lief sie ohne Murren in das Zimmer der Großmutter. Schnell hob sie den Deckel von der Schatulle ab. Tatsächlich, gut verborgen unter Schächtelchen mit Nadeln, verschiedenen Zwirnen und alten Knöpfen, fand sie den Brief, schöne, regelmäßige Schrift in blauer Tinte auf weißem Papier. Als sie ihn an dem Morgen, als Boris verschwand und diesen Brief als letzte Botschaft zurückließ, zum erstenmal gelesen hatte, war sie sehr traurig gewesen. Sie hatte Boris liebgewonnen, aber er war gegangen, ohne ihr ein Wort zu sagen.

Sie hockte sich auf das Bett und las den Brief noch einmal durch.

“Liebe Retterinnen, vernichten Sie diesen Brief, sobald Sie ihn gelesen haben. Verzeihen Sie, daß ich fortging, ohne mich persönlich von Ihnen verabschiedet zu haben. Aber wir müssen vorsichtig sein. Noch ist nichts entschieden. Es geht um Ihre und meine Sicherheit. Später, wenn der Krieg vorbei ist und die Menschen einander wieder ohne Arg begegnen können, werde ich Sie besuchen. Dann erfahren Sie meinen wahren Namen und meine wahre Identität. Ich danke Ihnen aus ganzem Herzen. Ohne Ihre Hilfe hätte ich meine Verwundung nicht

überstanden. Ohne Ihre Hilfe wäre ich den Häschern nicht entkommen, Ihr Boris Tritonow.”

“Wo bleibst du denn so lang?”

Die Großmutter war schon sehr ungeduldig. Sie nahm Maria den Brief aus der Hand und las ihn Onkel Fritz vor.

“Ein Russe”, sagte er nachdenklich. “Das ist interessant. In meinem Abschnitt waren zwei Brüder, Söhne eines Bauern vom Imsterberg, die behaupteten, daß es im Pitztal drin in den Bergen eine Partisanengruppe gegeben hat. Die soll hauptsächlich aus sowjetischen Kriegsgefangenen und Zwangsarbeitern zusammengesetzt gewesen sein. Vielleicht ist er zu diesen geflüchtet.”

“Wenn er den Krieg überlebt hat, wird er uns sicher einmal eine Nachricht zukommen lassen, davon bin ich überzeugt”, sagte Mutter.

# V

So lange wie in diesem Jahr hatte der Winter seit Menschengedenken nicht gedauert. Doch endlich war der Frühling gekommen. Ein plötzlicher Wärmeeinbruch ließ den Schnee rasch schmelzen. Man hatte beinahe den Eindruck, beobachten zu können, wie die Flecken aperer Erde zwischen den verbliebenen Schneeflächen von Stunde zu Stunde größer wurden. Die Gerlos schwoll, daß ihr Rauschen bis zum Schulhaus hinauf drang, und im Radio hörte man von Überschwemmungen weiter im Tal draußen.

Großmutter beschloß, die Hennen von ihrem Winterquartier in der Steige im Hausgang wieder in den Schuppen zu verlegen. Doch dieser mußte erst hergerichtet werden. Während des Winters hatten sich da und dort Holzleisten gelockert, und die heftigen Stürme der letzten Aprilnächte hatten etliche Schindeln vom Dach gerissen. Einen Vormittag lang werkten Großmutter, Onkel Fritz und Maria, um alle Schäden zu reparieren. Der Hühnerstall mußte in Ordnung sein, denn nur dreihundert Meter oberhalb des Schulhauses fing der Wald an. Für Füchse oder Marder war es ein leichtes, in der Nacht herunterzukommen.

Zum Abschluß der Renovierung streute Großmutter reichlich Sägemehl ein. Dann nahmen Großmutter und Maria jede Henne einzeln aus dem Hühnerstall und trugen sie in den Schuppen hinaus. Die Hennen freuten sich, wieder in ihrer Sommerbehausung zu sein. Hier hatten sie viel mehr Platz. Sie liefen aufgeregt von einer Ecke des Stalles in die andere, scharrtten in der frischen Streu herum, gackerten, plusterten sich auf und ließen die Kämme schwellen. Es war eine Freude, ihnen zuzuschauen.

“Heute nachmittag könnt ihr zwei, Willi und du, Maria, so zwei, drei Stunden die Hennen hüten. Es wird ihnen gut tun, die ersten frischen Gräslein zu picken.”

Maria protestierte. “Jetzt habe ich den ganzen Vormittag dir und Onkel Fritz geholfen. Am Nachmittag möchte ich zu Toni gehen. Außerdem liegt das Roggenfeld sowieso noch zur Hälfte unterm Schnee, da werden die Hennen wohl nicht hineinlaufen.”

“Dort, wo der Schnee weg ist, steht die Wintersaat schon mindestens zwei Zentimeter hoch. Was glaubst du, wie der Gruberbauer tobt, wenn eine Henne da herumpickt.”

“Dann lassen wir sie eben auf dem Weg vor dem Haus herumlaufen, da können sie nichts anstellen.”

“Das ist zu gefährlich, sie könnten weglaufen. Oder ein Fremder, der gerade vorbeigeht, schnappt sich eine. Außerdem habe ich erst gestern wieder einen Geier über unserem Haus kreisen sehen.”

“Ich mag aber nicht Hennen hüten”, maulte Maria weiter.

Großmutter wurde zornig. “Schluß jetzt”, rief sie. “Hennen magst du nicht hüten, aber Eier essen magst du schon! Schau dir einmal die Bauernkinder an, wie die arbeiten müssen. Die täten sich alle zehn Finger abschlecken, wenn sie Hennen hüten könnten, statt Stall ausmisten und Holz hacken oder schwere Feldarbeiten machen. Verwöhnt bist du, nichts als verwöhnt.”

Nun schaltete sich Onkel Fritz ein. “Ich weiß etwas Besseres, Mama. Wir stellen zwischen dem Grund, der zum Schulhaus gehört, und dem Acker des Gruberbauern einen Zaun auf. Wie groß wird der Platz sein? Warte, das haben wir gleich.”

Mit regelmäßigen Schritten maß er den Platz ab. “Also, ich schätze, das sind neun bis zehn Quadratmeter. Das genügt sieben Hennen als Auslauf.”

Großmutter, die beinahe alles, was Onkel Fritz sagte, mit Bewunderung aufnahm, blieb diesmal skeptisch.

“Woher willst du denn das Material für einen Zaun nehmen? Es gibt doch schon lange keinen Drahtzaun mehr zu kaufen.”

“Ich denke ja gar nicht daran, einen häßlichen Drahtzaun aufzustellen. Nein, wir machen einen Naturzaun. Im Wald finde ich genug dürre Stämme, und die nötigen Weidenruten hole ich mir aus der Schlucht. Da kann niemand etwas dagegen haben.”

“Es ist aber viel Arbeit, so einen Holzzaun zu bauen. Er muß ja eng sein, sonst schlüpfen die Hennen erst wieder durch.”

“Keine Angst, Mama, das kriegen wir schon hin.”

“Ich helfe dir, Onkel Fritz”, sagte Maria. “Und Toni macht sicher auch mit, wenn ich sie darum frage. Zu dritt geht’s leichter.”

Die folgenden Tage verbrachten Maria und Onkel Fritz vom frühen Morgen bis in die Nacht hinein zusammen. Manchmal half auch Toni mit. Für Stunden vergaß Maria sogar die Lehrerin, die noch immer nicht von ihrem Besuch bei den Eltern in Innsbruck zurückgekommen war. Sie fehlte nun schon mehr als drei Wochen, und in all dieser Zeit gab es keinen Unterricht. In weiteren drei Wochen fingen die Ferien an. Manchmal schwankte Maria zwischen dem Vergnügen, schulfrei zu

haben, und der Beunruhigung über die Abwesenheit der Lehrerin. Außerdem hatte auch die Schule ihre interessanten Seiten. Die Lehrerin erzählte oft spannende Dinge, die sonst nirgendwo zu erfahren waren. Aber nun, während Maria mit Onkel Fritz den Zaun baute, ging ihr die Schule nicht im geringsten ab.

Der Zaun wuchs und wuchs. Schon waren zwei Seiten fix und fertig, und von der dritten stand auch schon der größte Teil, als Maria beim Mittagessen bemerkte, daß Mutter verweinte Augen hatte. Sie erschrak, traute sich aber im Augenblick nicht nachzufragen. Doch Onkel Fritz, dem der Kummer seiner Schwester offensichtlich auch aufgefallen war, wollte sogleich den Grund wissen. Als Mutter nicht gleich antwortete, berichtete Großmutter, was passiert war. Der Briefträger hatte heute früh einen eingeschriebenen Brief gebracht, in dem Mutter mitgeteilt wurde, daß ihr das Gehalt von Vater ab sofort gestrichen wurde. Bis jetzt hatte sie nämlich das Gehalt des Vaters, obwohl er im Krieg war und also keinen Unterricht hielt, weiterbekommen. Nun stand ihr, so stand es in dem amtlichen Schreiben, nur noch eine kleine Unterstützung von 20 Mark im Monat zu.

“Wie sollen wir damit durchkommen?” fragte Mutter. “Ich kann doch hier am Berg keine Arbeit finden.”

“Du bekommst doch auf jeden Fall den Lohn für das Putzen der Schulklasse weiter, oder?” fragte Onkel Fritz.

“Ja, der steht mir sicher zu. Obwohl, wenn der Unterricht noch länger ausfällt, ist es möglich, daß sie mir den auch noch entziehen.”

“Wir werden halt versuchen, mehr als bisher bei den Bauern zu arbeiten. Zum Glück kommt der Sommer. Da sind sie froh, wenn man bei der Feldarbeit mithilft. Und sie bezahlen in Naturalien, was tausendmal mehr wert ist, als die lausigen Mark, für die man sowieso nichts kriegt.”

“Mama hat recht”, bestätigte Onkel Fritz.

“Aber gemein ist es doch. Was kann ich denn dafür, daß sie Robert eingezogen haben. Und daß ich keine Nachricht von ihm habe.”

“Laß dich nicht unterkriegen, Anna”, sagte Onkel Fritz. “Laß dich nicht unterkriegen. Mich wirst du auch bald wieder los, dann hast du einen Esser weniger zu ernähren. Ich möchte Anfang nächster Woche nach Innsbruck fahren, um zu schauen, ob der Pfister noch existiert. Falls ja, werde ich meine Lehre sobald als möglich wieder aufnehmen.”

“Nein, nein”, protestierte Großmutter, “du mußt erst einmal richtig gesund sein, bevor du von hier weggehen kannst. Und dann brauchst du auch noch eine Heimatbezirksbewilligung von den Amis, damit du überhaupt eine Fahrkarte lösen kannst.”

“Um diese zu bekommen, weiß ich einen guten Weg”, sagte Onkel Fritz. “Unser Land braucht jede Hand, damit das Leben so rasch als möglich wieder in Gang kommt. Ich gehe einfach zu der amerikanischen Militärbehörde und gebe zu Protokoll, daß ich meine Lehre in Innsbruck wieder aufnehmen will. Gleichzeitig erkläre ich mich bereit, Aufräumarbeiten zu leisten. Ich wette, so bekomme ich sofort die nötige Bewilligung.”

“Von mir aus kannst du bleiben, solange du willst. Ich bin froh, einen Mann im Hause zu haben”, sagte Mutter.

“Nett von dir, Schwesterchen”, meinte Onkel Fritz. Und zu Großmutter gewandt fuhr er fort: “Ich bin gerne bei dir, Mama, das weißt du. Aber je früher ich meine Lehre wieder aufnehme, desto früher bin ich fertig.”

“Du mußt selber wissen, was du tust. Aber, wie gesagt, Fritz, von mir aus kannst du bleiben, solange du willst. Mich kränkt die Art, wie man mit mir umgeht.”

“Aber du darfst dir nichts draus machen. Das ist nun einmal so. Der Staat, in dessen Dienst dein Mann zuerst Lehrer und dann Soldat war, existiert nicht mehr. Also zahlt er auch nicht mehr. Ist doch logisch!”

Onkel Fritz machte seinen Vorsatz wahr. Als Maria wenige Tage später morgens in die Küche kam, hing noch der Duft von Rasierschaum in der Luft, Onkel Fritz aber hatte das Haus schon verlassen. Sie sah gerade noch, wie er mit schnellen Schritten am Fenster vorbeiging. Maria stürzte ihm nach. “Onkel Fritz! Onkel Fritz!” Er drehte sich um. “Was ist, Mädchen?”

“Warte einen Augenblick, ich muß dich etwas fragen.”

“Was denn?”

“Du fährst nach Innsbruck? Zum Pfister?”

“Ja.”

“Onkel Fritz, bitte, kannst du nicht bei meiner Lehrerin vorbeischaun? Du weißt, wir warten schon seit Wochen auf Nachricht. Vielleicht ist ihr etwas passiert? Oder sie ist krank. Vielleicht braucht sie irgendetwas. Kräutertee zum Beispiel oder Arnikaschnaps zum Einreiben. Das gibt es in der Stadt sicher nicht mehr. Bitte, Onkel Fritz!”

Aber Onkel Fritz war von dem Ansinnen nicht sehr angetan. “Ich habe keine Ahnung, wo ich sie finden könnte.”

“Ich habe ihre Adresse, weil ich ihr einmal einen Brief geschrieben habe. Ich weiß sie auswendig. Fräulein Edelgunde Hauser, Falkstraße 169.”

“Und wenn sie gar nicht will, daß ich sie besuche?”

“Warum, glaubst du, möchte sie dich nicht sehen?”

“Ich glaube es nicht, aber es wäre möglich.”

“Onkel Fritz, bitte tu mir den Gefallen. Jetzt sind es schon vier Menschen, von denen ich nicht weiß, was mit ihnen ist: Vater, Boris, Onkel Hermann und jetzt noch meine Lehrerin.”

“Da bist du keine Ausnahme, so wie dir geht es fast allen Leuten heutzutage!”

“Ja, aber die Sache mit der Lehrerin könntest du klären. Bitte, Onkel Fritz.”

“Ist gut.” Onkel Fritz zog einen Zettel aus der Rocktasche. “Also, ich schreib’ mir die Adresse auf. Wenn ich Zeit finde, schaue ich da vorbei. Aber hundertprozentig versprechen kann ich dir nichts. Das wollen wir einmal festhalten. Damit die eventuelle Enttäuschung nicht groß ist.”

Beim Abendessen war Onkel Fritz noch immer nicht zurück. Willi hatte den ganzen Tag im Freien verbracht und war müde und quengelig.

“Anna, kannst du Willi nicht endlich ins Bett bringen”, sagte Großmutter, “der Bub macht mich verrückt mit seinem Gegreine.”

“Aber ich bitte dich, Mama! Was kann denn das Kind dafür, daß Fritz noch nicht zurück ist?”

“Davon war nicht die Rede”, bemerkte Großmutter mit spitzer Stimme.

“Doch, du bist grantig, weil Fritz sich verspätet. Das ist klar. Doch Fritz ist heil aus dem Krieg heimgekommen. Was sollte ich da sagen? Seit bald einem halben Jahr habe ich keine Nachricht von Robert.”

Mutter nahm das Taschentuch und wischte sich über die Augen.

“Dafür kann ich nichts, Anna. Und Fritz auch nicht.”

“Sag’ ich ja nicht.”

“Manchmal tust du so, als ob Fritz daran schuld wäre. Du hättest es sowieso lieber, wenn statt Fritz Robert heimgekommen wäre.”

“Jetzt reicht’s”, sagte Mutter. Sie stand auf, ging hinaus und schlug die Tür hinter sich zu. Maria nahm Willi an der Hand. “Komm, ich bring’ dich ins Bett.”

Freiwillig half sie Willi nie, sich auszuziehen. Aber wenn Mutter und Großmutter stritten, wäre sie noch zu ganz anderen Dingen bereit gewesen, nur um sie zu versöhnen.

Lisa und Willi schliefen schon lange, und die Stunde der Ausgangssperre rückte immer näher. Großmutter ging von der Küche in die Stube und von dort in ihre Kammer und wieder zurück. Mutter saß vor dem Radio und hörte Nachrichten.

“Ich gehe ihm entgegen”, erklärte Großmutter plötzlich.

“Nein, das wirst du nicht machen! Das ist ja lächerlich. Du weißt ja gar nicht, ob er überhaupt heute noch kommt.”

“Er hat es mir versprochen.”

“Es ist Sperrstunde und bereits dunkel. Wenn dich eine Streife erwischt, wirst du eingesperrt.”

“Deshalb mache ich mir ja Sorgen um Fritz, verstehst du das nicht? Ich habe Angst, daß man ihn aufgreift.”

Wenigstens reden sie wieder miteinander, dachte Maria. Sie nahm die Katze, die schmeichelnd und schnurrend um die Beine strich, auf. Besonders am Abend war es schön, Kitty ein bißchen auf den Armen herumzutragen. Kitty ihrerseits trommelte vor Vergnügen mit den Vorderpfoten auf Marias Schultern und rieb das Köpfchen an ihrem rechten Ohr.

“Wenn es um Fritz geht, benimmst du dich tatsächlich wie eine Glucke, Mama. Fritz war im Krieg, er hat es geschafft, unversehrt über den Brenner zu kommen, noch dazu bei Schneetreiben und Sturm.”

“Unversehrt ist gut! Hast du vergessen, daß er schneblind war und offene Füße hatte?”

“Nein, habe ich nicht. Ich wollte nur sagen, daß du dir keine Sorgen zu machen brauchst. Fritz ist geschickt. Wenn er heute nicht kommt, so eben morgen.”

Großmutter antwortete nicht. Sie hatte ihr Strickzeug zur Hand genommen und klapperte mit den Nadeln. Es war der rechte Socken

von Fritz, dem sie die Ferse und Spitze erneuerte. Seit Fritz hier war, hatte Großmutter nur noch für ihn gestrickt. Maria erschrak bei dem Gedanken. Stimmt es, was Großmutter vorhin Mutter ins Gesicht gesagt hatte? Und galt das auch für sie? Wäre es ihr lieber, Vater wäre heimgekommen statt Onkel Fritz? Aber sie mochte ihn doch auch!

“Maria, nun wird es Zeit, daß du ins Bett gehst”, sagte Mutter.

“Wenn Onkel Fritz kommt, müßt ihr mich aufwecken. Ich möchte gleich hören, ob er etwas über die Lehrerin erfahren hat.”

“Das kann er dir morgen erzählen, denke ich.”

Onkel Fritz kam zugleich mit dem Briefträger. Der einzige Zug, der abends von Jenbach ins Tal hereinfuhr, hatte soviel Verspätung gehabt, daß er erst gegen neun Uhr in Zell eingetroffen war. Da war bereits Sperrstunde. So war Fritz über Nacht beim Briefträger geblieben. Großmutter stellte den frischgebrühten Zichorienkaffee auf den Tisch, dazu pro Person zwei Scheiben Brot und den Rest Schweineschmalz.

“Wir frühstücken alle zusammen”, sagte Großmutter.

“Milch haben wir auch für den Kaffee. Die Gruberbäuerin hat heute früh Toni mit einem halben Liter heraufgeschickt. Das ist die vierte Rate für den Pullover, den ich ihr gestrickt habe.”

Maria wartete nicht, bis alle Platz genommen hatten.

“Warst du bei meiner Lehrerin, Onkel Fritz?”

“Ja, dort war ich schon, aber ich habe sie nicht angetroffen.”

“Jetzt laß Fritz erst einmal essen. Er wird großen Hunger haben”, sagte Großmutter.

Das stimmte. Onkel Fritz hatte immer Hunger, was in Zeiten, da Lebensmittel eigentlich nur auf Bezugsschein zu haben waren, große Probleme aufwarf. Ein Glück, daß die Bäuerinnen froh um jede Hilfe waren. Sie entlohnten die Arbeit mit Erdäpfeln, Brot und anderen nahrhaften Sachen. Onkel Fritz schmierte sich also ein wenig Schmalz auf das Brot, streute Salz darüber und biß hinein.

“Hast du den Herrn Pfister angetroffen?” fragte Mutter.

“Ja, aber nicht in Innsbruck. Sein Geschäft steht nicht mehr. Es ist völlig zerstört. Ich komme hin, und was seh’ ich? Einen Trümmerhaufen! Die Gemüsehändlerin von der gegenüberliegenden Häuserzeile hat mir erzählt, daß Herr Pfister sich vorläufig auf seine Filiale in Schwaz zurückgezogen hat.”

“Und hast du ihn in Schwaz aufgesucht?”

“Ja. Zuerst habe ich die Wohnung der Lehrerin gesucht, dann bin ich mit dem nächsten Zug nach Schwaz gefahren.”

“Ist der Herr Pfister bei dem Bombenangriff unverletzt geblieben?” fragte Mutter.

“Ja, Gott sei Dank. Die Bombe fiel ausgerechnet am Sonntag, da war sowohl das Geschäft als auch die darüberliegende Wohnung leer. Die gesamte Familie war auf Besuch bei der Erbtante. Da hat er eine Nase gehabt, nicht?”

“Und du bist deine Lehrstelle los, nicht wahr?”

“Nein, ganz im Gegenteil. Der Herr Pfister war ganz glücklich, als ich so plötzlich und unverhofft in seinem Geschäft auftauchte. Er kann es gar nicht erwarten, daß ich wieder bei ihm anfangen. In einem Krieg gehen anscheinend unheimlich viele Uhren kaputt. Er behauptete, er wisse sich vor Aufträgen nicht zu retten.”

“Das ist ja wunderbar.”

“Die Filiale ist leider nicht sehr gut ausgestattet. Werkzeug, Einrichtung und auch die Räume selbst sind mit dem Innsbrucker Betrieb gar nicht zu vergleichen. Wir werden improvisieren müssen.”

Es klang recht vergnügt, was Onkel Fritz da erzählte. Maria beneidete ihn direkt ein bißchen. Voriges Jahr hatte sie ihn einmal in der Werkstatt besuchen dürfen. Der Anblick war ihr unvergeßlich geblieben. Ein heller Raum, Tische, vor jedem saß ein Mann, der vor sich winzige Rädchen, Schraubchen, Zifferblätter, Spangen und stahlblaue Metallfedern ausgebreitet hatte. Die Männer arbeiteten mit Pinzetten und Lupen. Auf der Stellage tickten zahlreiche Uhren, darunter viele Wecker, an den Wänden hingen robuste Küchenuhren und schöne Pendeluhr für Stuben und Wohnzimmer. Der Raum war erfüllt von einem wundersamen Summen und Ticken, das nur durch zeitweiliges Rufen aus der Kuckucksuhr oder vom Schlagen einer Pendeluhr unterbrochen wurde.

“Er läßt euch übrigens alle schön grüßen”, sagte Onkel Fritz.

“Danke. Ich bin froh, daß er alles gut überstanden hat. Hast du mit ihm ausgemacht, wo du schlafen kannst?”

“Vorläufig bringt er mich bei seiner Schwägerin unter. Dort bekomme ich auch das Frühstück und das Nachtmahl.”

“Was wird das kosten?”

“Logis und Verpflegung habe ich bis auf weiteres frei.”

Großmutter legte ihre Hand auf seinen Arm. “Da bin ich aber froh, das kannst du mir glauben.”

“Es war also doch gut, daß ich meinen Kopf durchgesetzt habe und eine Uhrmacherlehre angefangen habe, nicht wahr, Mama?”

Großmutter nickte. "In diesem Fall ja. Aber glaub nur ja nicht, daß das die Regel ist. Normalerweise sind meine Ratschläge richtig."

Großmutter tauchte ihr Brot in den Kaffee, und Maria nahm die Gelegenheit wahr, um nochmals nach der Lehrerin zu fragen.

"Ach ja, die Villa der Familie Hauser", sagte Onkel Fritz. "Das war eine Geschichte. Habt ihr eigentlich gewußt, daß der Vater von Fräulein Hauser ein großer Nazibonze war?"

Mutter schaute auf. "Wirklich? Sie hat schon hin und wieder eine derartige Bemerkung fallen gelassen. Aber sehr ernst habe ich das nicht genommen. Ich habe mir immer gedacht, daß es so großartig nicht sein kann mit seinem Einfluß. Andernfalls hätte er seiner Tochter wohl eine bessere Stellung verschafft, als die an einer winzigen Landschule am Berg."

"Da bist du im Irrtum. Das Fräulein Hauser wollte gar keine andere. Die ist eine Idealistin, sie wollte am Berg unterrichten, um die Lehren ihres Idols, des Herrn Hitler, auch unter den unwissenden Bauernkindern zu verbreiten."

"O Gott!" stöhnte der Briefträger auf. Er hatte sich gegen seine Gewohnheiten bisher sehr zurückgehalten.

"Da gibt es nichts zu stöhnen. Das hat mir ihre Mutter erzählt. Wir haben uns mindestens eine Dreiviertelstunde miteinander unterhalten. War überhaupt ganz toll, dieser Besuch."

"Also war es doch gut, daß ich meinen Kopf durchgesetzt und solange gebettelt habe, bis du mir versprochen hast, sie aufzusuchen."

Onkel Fritz lachte. "So was! Du lernst aber schnell! Aber auch ich kann nur die Meinung von Mama wiederholen: Nur in diesem Fall hast du recht."

"Von mir aus", sagte Maria, "aber bitte, erzähl mir jetzt, wie es bei Fräulein Hauser daheim war."

"Es war kurz nach elf, als ich die Villa der Familie Hauser gefunden hatte. Sie liegt in einem Viertel voller Gärten und Bäume. Eine Dame, elegant gekleidet und mit einer Perlenkette um den Hals, öffnete die Tür. Als ich sie fragte, ob ich Fräulein Edelgunde Hauser sprechen könne, erwiderte sie unwirsch: 'Meine Tochter ist nicht zu sprechen!' Ich erklärte ihr alles, da wurde sie freundlicher und lud mich ein, in den Salon zu kommen. Tatsächlich, 'Salon', sagte sie, stellt euch vor. Ich kann euch versichern, ein Salon ist etwas sehr Hübsches. Sie bot mir Tee an, doch ich lehnte ab. Ich fühlte mich nicht recht wohl, obgleich mich alles ungemein beeindruckte: die Goldrankentapete, die

Bilder, die geschwungene, mit Einlegearbeit versehene Kommode und vor allem der Ofen. Das ist kein Kachelofen, wie sie bei uns üblich sind, so grün und breit und massiv gemauert. Dieser war hoch und schmal und trug einen Aufsatz, und die Kacheln waren mit zierlichen Reliefs geschmückt. Ein richtiges Kunstwerk. Den Boden bedeckte ein Teppich, der einer Wiese voll Blumen glich."

Maria wäre es lieber gewesen, Onkel Fritz würde, statt von diesem dummen Salon zu reden, von der Lehrerin erzählen. Doch sie wollte ihn nicht noch einmal unterbrechen.

"Ich bewunderte also ihren Salon", fuhr er fort, "und sie freute sich über meine Verblüffung. 'Der Raum gefällt Ihnen? Mir auch. Leider ist es nicht sicher, ob wir das Haus behalten dürfen, obwohl mein Mann es vor fünf Jahren ordnungsgemäß erworben hat. Harte Zeiten sind das, harte Zeiten!'"

Ich wollte sie trösten. Sie ist immerhin die Mutter der geliebten Lehrerin unserer Maria, nicht wahr? 'Jetzt wird bald alles besser werden. Hauptsache, der Krieg ist aus', sagte ich. Darauf schaute sie mich etwas sonderbar an, schüttelte den Kopf und sagte: 'Sie möchten also Edulgunde sprechen? Das geht leider nicht. Sie ist krank.'"

"Also ist sie doch krank. Das habe ich mir ja gedacht", meinte Großmutter. "Wahrscheinlich hat sie sich verkühlt. Die jungen Leute heutzutage ziehen sich nie warm genug an. Dünne Strümpfe, dünne Unterwäsche, dünne Kleider - und dann verkühlen sie sich. Typisch!"

"Die Lehrerin hat aber eine andere Krankheit", sagte Onkel Fritz. "Ihre Mutter jedenfalls erzählte mir des langen und des breiten, daß die eigentliche Ursache der Krankheit die übergroße Sensibilität des Fräuleins sei. Deshalb haben sie die Ereignisse der vorigen Wochen derart hergenommen, daß sie krank geworden ist."

"Aber was hat sie denn?" fragte Maria, die ihre Ungeduld nicht mehr bezähmen konnte.

"Warte, Maria, alles der Reihe nach. Sonst komme ich durcheinander. Also ich wunderte mich. Dem Fräulein war doch nichts Ernstliches passiert. Im Gegensatz zu anderen Leuten war ihre Familie nicht ausgebombt worden. Sie wohnte in einem wunderschönen Haus. Ihr Vater war nicht gefallen, denn er hatte den ganzen Krieg daheim verbracht. Auch Bruder hatte sie keinen zu betrauern, weil sie ein Einzelkind ist. Und die Mutter erfreute sich allem Anschein nach bester Gesundheit. Da begann Frau Hauser mich unter Seufzen und Klagen aufzuklären: Also, Edulgunde war lange Zeit, praktisch bis zum Ende

des Krieges, ein zufriedenes junges Mädchen. Die Familie befand sich in guten Verhältnissen, der Vater war fürsorglich, die Mutter aufopferungsvoll. Sie lebten als überzeugte Nationalsozialisten ganz im Einklang mit ihrer Zeit.

Edelgunde besuchte die Lehrerbildungsanstalt und lief eifrig zu den Veranstaltungen des Bundes Deutscher Mädchen. Sie brachte beste Zeugnisse nach Hause. Dann ging sie freiwillig in die Wildnis der Berge. Sie wurde Lehrerin bei euch hier. Sie war also ein leuchtendes Vorbild, so wie ihre Familie auch. Ja, und plötzlich wurde alles anders."

"Der Zusammenbruch", sagte Großmutter.

"Richtig, Hitler fiel im heldenhaften Kampf um Berlin", bestätigte Onkel Fritz.

"Er hat doch Selbstmord begangen", meinte Mutter.

"Eben. Er hat sich aus Angst vor der bevorstehenden Niederlage umgebracht. Aber Edelgunde kann das immer noch nicht glauben, erzählte mir Frau Hauser. Und nach diesem für Edelgunde so entsetzlichen Ereignis ging es Schlag auf Schlag weiter, nicht wahr? Das unbesiegbare Deutschland mußte bedingungslos kapitulieren. Aus den Nazigrößen wurden über Nacht verfernte Verbrecher. Und der von allen hochgeachtete Vater wurde zur Umerziehung in ein Lager gesteckt. Eines Tages traf sie zufällig auf ihn, wie er gerade unter Aufsicht Ziegel aus dem Schutt zerbombter Häuser klaubte."

"O Gott!" sagte Mutter. "Langsam wird mir einiges verständlich."

"Habt ihr eigentlich von der Entnazifizierung gewußt?" fragte Onkel Fritz.

"Na klar", erwiderte der Briefträger, "das ist doch in der Zeitung gestanden."

"Im Radio habe ich auch davon gehört. Aber Genaueres habe ich mir nicht darunter vorstellen können."

Onkel Fritz bat um eine zweite Schale Kaffee. Er nahm einen Schluck und fuhr dann fort: "Die Hauptsache kommt erst. Die Mutter verlangt von dem Fräulein, daß sie sich auch einer Entnazifizierung unterziehen soll. Da ist die Krankheit dann richtig ausgebrochen."

"Sie hat doch sicher niemandem etwas zuleide getan."

"Das steht auf einem anderen Blatt. Aber man kann doch keinen Lehrer mit den Ideen der Nazis im Kopf auf die Kinder loslassen."

"Ich habe nie verstanden, warum sie mit einer derartigen Begeisterung dabei war."

Großmutter stand auf, um das Fenster aufzumachen. In der Nacht hatte es ein wenig geregnet. In die Küche strömte frische Luft, die nach Erde und Brennesseln roch. Großmutter wandte sich vom Fenster ab und wieder dem Tisch zu. "Man müßte in ihr Herz vorstoßen, um zu erkennen, was sie berauscht hat an den Ideen Hitlers, an der Invasion anderer Länder, an den Kriegsabenteuern, dem Wahn von der deutschen Herrenrasse."

"Wenn sie sich entnazifizieren ließe, könnte sie im Herbst wahrscheinlich schon wieder unterrichten", meinte Onkel Fritz. "Wie mir Frau Hauser gesagt hat, braucht die Familie dringend das Gehalt der Tochter. Sie befindet sich in finanzieller Bedrängnis, einen Perserteppich hat sie schon verkaufen müssen. Es geht ihnen gar nicht gut."

Der Briefträger klopfte sich mit dem Armstumpf gegen die Rippen. "Fritz, ich bitte dich, gebrauche endlich deinen eigenen Kopf! Plappere doch nicht alles nach, was dir diese feine Frau Hauser erzählt hat."

"Ich soll ja berichten, was ich erfahren habe", sagte Onkel Fritz beleidigt. "Also ein Teppich ist schon weg und einiger Schmuck. Und die Villa ist in Gefahr. Die war nämlich einmal jüdisches Eigentum. Im oberen Stockwerk sind bereits Flüchtlinge einquartiert."

Großmutter schob Onkel Fritz ihre zweite Brotscheibe hin." Da, iß, Fritz, ich bin schon satt."

"Wirklich?" fragte Fritz.

"Freilich, wenn ich es dir sage."

"Dann danke ich schön."

Fritz biß ein großes Stück ab. Er war immer der Hungrigste von allen Familienmitgliedern.

"Zum Glück ist der Herr Hauser im Lager sehr tüchtig und hat sich bei den Vorgesetzten bereits eine Vertrauensstellung erobert. Frau Hauser rechnet damit, daß er bald nach seiner Entnazifizierung wieder einen ordentlichen und angesehenen Arbeitsplatz bekommen wird. Tüchtige Leute braucht der Staat immer, gleich, welche Regierung er hat."

"Genau so habe ich mir die Entnazifizierung vorgestellt", sagte der Briefträger, "so schnell kann unsereins gar nicht schauen, und schon sitzen die alten Nazibonzen wieder in Amt und Würden."

"Aber was fehlt denn der Lehrerin eigentlich?" fragte Maria. "Was hat sie denn für ein Leiden?"

"Nichts Bestimmtes. Die Ärzte wissen es auch nicht. Sie schläft

schlecht, hat plötzlich Fieberanfälle, dazu Magenkrämpfe und heftige Kopfschmerzen.”

“Hm, hm”, machte der Briefträger. “Sie kann sich wohl nicht damit abfinden, daß die Nazis und auch sie selber ausgespielt haben.”

“Ihre Mutter meint auch, daß die Krankheit mit den Nerven zusammenhängt.”

“Eher mit der Seele”, sagte die Großmutter.

“Überspannt genug ist sie ja.”

“Auch mir ist immer schon ihr fanatischer und starrköpfiger Charakter aufgefallen.” Das war Mutter. Maria hielt es nicht mehr aus. “Ihr seid gemein!” rief sie. “Ganz gemein seid ihr!”

Sie lief hinaus und schlug die Tür mit einem lauten Krach hinter sich zu. Alle waren gemein. Selbst Großmutter und Onkel Fritz. Auch der Briefträger. Wenn Fräulein Hauser krank war, mußte man sie besuchen und ihr Blumen bringen. Eine Kranke braucht liebe Worte und Aufmunterung. Statt dessen redeten sie herzlos und gemein.

Ein paar Tage später packte Onkel Fritz seine Reisetasche, um nach Schwaz zu fahren. Maria bestürmte ihn, bei Gelegenheit einmal die Lehrerin aufzusuchen. Zwischen Innsbruck und Schwaz verkehrten schon einige Züge pro Tag, das hatte sie in der Zeitung gelesen. Er gab zwar keine feste Zusage, versprach aber, sein Möglichstes zu tun. Maria kam das Haus plötzlich sehr leer vor. Eine seltsame Spannung herrschte in der Familie. Großmutter lief den ganzen Tag mit verweinten Augen herum, was Mutter ärgerte. Lisa und Willi spürten das und reagierten auf ihre Weise. Sie waren launisch und quengelten noch mehr als sonst.

“Wie undankbar Großmutter ist”, sagte Mutter zu Maria, während sie mit dem Strohwaschel den Milchtopf auskratzte. “Statt daß sie froh ist, daß Fritz seine Lehre weitermachen kann! Er ist doch ohne bleibenden Schaden aus dem Krieg nach Hause gekommen. Wenn ich wüßte, daß Vater mit heiler Haut heimkehrt, würde ich glücklich sein und dem Schicksal still und laut danken.”

Aber Maria konnte Großmutter gut verstehen. Über seine Traurigkeit kann man nicht frei bestimmen. Auch ihr ging Onkel Fritz ab, dabei hatte sie doch Toni als Freundin.

## VI

“Nein, so geht das nicht weiter!” sagte Großmutter. “Das ist kein Leben, das halte ich nicht aus.”

Vor einigen Tagen hatte sie ihre Augengläser zu Boden fallen lassen, und dabei war die altersschwache Fassung zerbrochen. Mutter hatte sie mit Heftpflaster gepickt. Das sah zwar nicht schön aus, war aber nichts Außergewöhnliches. Sogar der Pfarrer von Zell trug beim Hochamt am Sonntag zum purpurfarbenen, silberbestickten Ornat ein Paar mit Heftpflaster geflickte Augengläser. Großmutter befand sich daher in bester Gesellschaft. Doch als sich nach zwei Tagen das Klebeband plötzlich löste und dadurch das Sehglas unglücklicherweise auf die Herdplatte fiel und zerschellte, wurde das tägliche Leben eine Qual. Großmutter verwechselte die Polentadose mit der Grießdose, und so gab es zum Mittagessen mit Wasser gekochten Grießbrei. Wenn sie kehrte, führte sie den Besen weitab von Staub und Schmutz, und erst gestern hatte sie den letzten Viertelliter Milch für Lisa statt in das Pfännchen auf den Tisch geleert.

“Ich werde noch verrückt”, klagte sie, indem sie mit beiden Händen über die Tischplatte nach dem Suppenlöffel tastete.” Nichts zu sehen, das ist einfach nicht auszuhalten.”

“Aber Mama, wie sollten wir dir eine neue Brille beschaffen! Du weißt, wir haben schon den Briefträger gebeten, er soll herumfragen, ob uns jemand eine Brillenfassung verkaufen kann, die er nicht mehr braucht. Bis jetzt hat er noch keine aufgetrieben.”

“Am Montag fahre ich nach Innsbruck zum Optiker.”

“Du weißt, so einfach ist das heutzutage nicht. Man braucht eine Bewilligung der Amis.”

“Die krieg’ ich schon irgendwie. Und dann - ich gehe nicht aus dem Geschäft, bis ich eine neue Brille habe. Und wenn ich eine Woche warten muß!”

“Du solltest wenigstens so lange warten, bis wir einen halben Kilo Schmalz oder ein paar Eier aufgetrieben haben. Wenn du dem Optiker Lebensmittel anbieten kannst, läßt er vielleicht mit sich reden.”

“Ja, das weiß ich selber auch!”, erklärte die Großmutter unwirsch. Seit sie fast nichts mehr sah, hatte sie oft schlechte Laune.

Nach dem Mittagessen verschwand sie auf dem Dachboden und stöberte lange in ihren alten Sachen herum. Eine Stunde später kam sie

triumphierend zurück. In den Händen hielt sie ein großes Ölgemälde, das Maria, als sie noch klein war, immer sehr bewundert hatte. Es stellte das Kaiserpaar Karl und Zita inmitten seiner Kinder und sämtlicher erzherzoglicher Onkel und Tanten dar. Mindestens zwei Dutzend hohe Herrschaften waren mit großer Liebe zu kaiserlicher Prachtentfaltung ausgestattet. Die Damen trugen Kleider aus zarten pastellfarbenen Stoffen, deren Dekolletés duftige Spitzen umrahmten, und Hüte, groß wie Wagenräder. Die Herren waren in helle Anzüge oder goldbetreßte Uniformen gehüllt. Die Buben hatten samt und sonders Matrosenanzüge und die Mädchen weiße Kleider, weiße Strümpfe und weiße Schuhe an. Die Gesichter blickten, wie es sich für hohe Herrschaften gehört, etwas blasiert und gelangweilt auf den Betrachter. Auch der Rahmen paßte zu dem vornehmen Gemälde. Er war mindestens acht Zentimeter breit, aus Holz geschnitzt und vergoldet. In den Vertiefungen der üppig geschwungenen Ranken hatte sich Staub angesammelt, was ihn nur noch gediegener erscheinen ließ.

Das Bild stammte aus Südtirol, Großmutter hatte es mitgenommen, weil es ein Andenken an den Kunstmaler war, der einmal eine Saison lang in ihrer Nachbarschaft auf Sommerfrische gewesen war und ihr ein bißchen schön getan hatte. Aber Großmutter war damals schon verheiratet gewesen, und so war von dieser Bekanntschaft nichts geblieben als eine Erinnerung und dieses aristokratische Gemälde. Exzentrisch, wie der junge Mann gewesen war, wollte er Großmutter nicht mit einer Gebirgslandschaft, die sie ja sowieso immer vor Augen hatte, beglücken, sondern mit der Momentaufnahme einer für sie exotischen Welt. Die Erinnerung hatte in vielen unterschiedlichen Spielarten unzählige Gute-Nacht-Geschichten für Maria und Willi abgegeben.

“Das Bild verkauf’ ich”, erklärte Großmutter. “die Amerikaner mögen so was. Sie sind nicht nur wild auf Porträts von Hitler und Göring oder auf Achselstücke von Offizieren und Hakenkreuzabzeichen. Den Gebildeten ist auch das Haus Habsburg ein Begriff. Jetzt gehe ich zum Gratler in Zell. Der steht sich gut mit den Amerikanern und hat schon etliche Geschäfte mit ihnen gemacht. Die scheren sich zum Glück nicht um die Non-Fraternisation, sondern tun, was sie wollen. Sie zahlen gut, in Kaffee und Zigaretten. Und für solche Luxusware werde ich vom Optiker in Innsbruck wohl Augengläser einhandeln können!”

“Mutter, willst du das Bild wirklich hergeben? Du hängst doch sehr

daran, das weiß ich genau. Wenn du es schon bei der Übersiedlung aus Südtirol mitgeschleppt hast!”

“Ach, da war ich ja noch um vier Jahre jünger”, sagte Großmutter. “Und was soll’s, die Augengläser brauch’ ich einfach, und etwas anderes zum Verkaufen habe ich nicht gefunden. In Wirklichkeit war er ja doch nur ein großer Kindskopf.”

Damit war der Kunstmaler gemeint.

Mutter zuckte die Schultern. “Wenn du es so siehst, tust du sicher gut daran, das Bild einzutauschen.”

Den Verkauf des Bildes mußte allerdings Mutter in die Hand nehmen, weil Großmutter wegen ihrer schlechten Augen zu sehr behindert war. Sie wickelte es gleich am nächsten Nachmittag vorsichtig in dicke Lagen Zeitungspapier und steckte es in den Rucksack. Damit wanderte sie zum Gratler nach Zell, der augenblicklich den hohen Tauschwert erkannte. Die gesamte Habsburgfamilie auf einen Schlag und dazu in Öl! Ein prächtiges Schaustück für jedes adrette Einfamilienhaus in Missouri oder West-Virginia und überdies noch eine Erinnerung an Austria. Er zeigte sich großzügig, denn er wußte, auch ihm würde der zukünftige Käufer des Bildes mit Großzügigkeit begegnen. Er erbot sich, weitere Bilder ähnlichen Inhalts anzunehmen.

“Schade, daß dir dein Kunstmaler nicht mehr Bilder geschenkt hat”, sagte Mutter zu Großmutter, als sie, wieder daheim, vom Tauschgeschäft berichtete. Ein Viertelkilo Bohnenkaffee und zwei Schachteln Zigaretten hatte sie für das Ölgemälde bekommen. Die Großmutter nahm das Säckchen mit den Bohnen in die Hand und roch daran.

“Hmm”, machte sie. “Bohnenkaffee, echter Bohnenkaffee. Ich muß ihn mir anschauen. Ich muß einfach wieder einmal richtigen Bohnenkaffee sehen.”

“Schau ihn dir nur genau an”, sagte Mutter, “es wird lange dauern, bis du wieder einmal Gelegenheit dazu hast.” Sie schlüpfte aus dem Sonntagskleid, das sie immer für den Gang ins Dorf anzog, und streifte den Hauskittel über.

“Ich geh’ schnell Wasser holen”, erklärte sie. “Ich werde noch die Fenster putzen, bevor es dunkel wird.”

Großmutter knüpfte das Säckchen auf und steckte die Nase hinein. Dann begann sie, die Bohnen abzuzählen. “Eins, zwei, drei, vier...” “Großmutter, was machst du da?” fragte Maria.

“Ich zähle Bohnen ab, siehst du das nicht? Ich zähle dreiundzwanzig Bohnen. Und du, hol die Kaffeemühle. Die Arme hat seit Monaten nichts anderes mehr zu mahlen gehabt als geröstete Gerstenkörner.”

Maria tat, wie ihr befohlen. Großmutter machte das Türchen der Mühle auf und schüttete ihr die dreiundzwanzig abgezählten Bohnen in den Schlund. Dann hockte sie sich breit auf den Küchenschemel, klemmte die Mühle zwischen die Beine und begann kraftvoll die Kurbel zu drehen. Gleich darauf erfüllte herrlicher Kaffeeduft das Haus. In diesem Augenblick kam Mutter zur Küchentür herein.

“Aber Mama, was machst du da?”

“Ich koche uns einen Kaffee, den haben wir uns verdient. Du, weil du den Tausch bewerkstelligt hast, und ich, weil ich immerhin das einzige Bild meines Kunstmalers geopfert habe. Dreiundzwanzig Kaffeebohnen auf oder ab - das wird der Optiker schon nicht merken.”

Großmutter bot nun auch Maria einen Schluck echten Bohnenkaffee an. Nachdem die Erwachsenen ein derartiges Theater um eine Schale Kaffee machten, erwartete Maria sich wunder welchen Trinkgenuß und war dann recht enttäuscht. Der Zichorienkaffee war für ihren Geschmack ebensowenig genießbar wie jener aus gerösteter Gerste. Aber der Kaffee aus den Bohnen der Amerikaner konnte sie auch nicht begeistern.

So wurde schön der Reihe nach alles geregelt. Mutter mußte ein Schüsselchen Schmalz opfern und das Viertelkilo Topfen, das sie gegen zwei Eier eingetauscht hatte. Aber dann war es soweit. Großmutter hatte die Heimatbezirksbewilligung für eine Bahnfahrt von Zell nach Innsbruck und zurück für sich und Maria. Mit dieser Bewilligung löste Mutter die zwei Fahrkarten. Großmutter brauchte eine Begleitung, weil sie ohne Brille nicht imstande war, sich außer Haus zu bewegen. Maria war die ideale Begleitung, sie hatte gemeinsam mit Vater schon einige Male die Landeshauptstadt besucht und war mit ihm sogar schon beim Augenarzt und beim Optiker gewesen.

“Außerdem”, so meinte Mutter, “wirkt ein Kind auf Kontrolleure beruhigend.”

“Vielleicht sollte überhaupt Maria das Päckchen mit den Kaffeebohnen nehmen”, schlug Großmutter vor, “Marias selbstgehäkelten Beutel werden sie wohl nicht ausräumen.”

“Ist es verboten, ein Ölgemälde gegen Bohnenkaffee und diesen gegen Augengläser einzutauschen?” fragte Maria.

“Das ist Schwarzhandel. Damit machen einige Leute in der heutigen Zeit das große Geld auf Kosten anderer, die nicht einmal genug zu essen haben. Deswegen wird Schwarzhandel streng bestraft, und die Kontrolleure können da keine Ausnahmen machen. Aber ich kann ohne Brille nichts machen, und auf legalem Weg krieg’ ich keine oder erst in vier Monaten. Was soll ich denn solange tun, halbblind, wie ich ohne Brille bin? Ich bereichere mich ja nicht, ganz im Gegenteil, ich opfere ein Liebespfand eines verflommenen Verehrers.”

“Aber Mama, du brauchst dich doch nicht zu rechtfertigen vor uns!”

“Ich rechtfertige mich vor mir selber”, sagte Großmutter.

“Hauptsache, ihr werdet nicht erwischt.”

“Besuchen wir auch die Lehrerin?” fragte Maria. “Ich würde so gern die Lehrerin sehen.”

Großmutter schüttelte den Kopf. “Das ist unmöglich, wir müssen froh sein, wenn wir die Ordination beim Augenarzt zeitgerecht erledigen. Dann noch die Visite beim Optiker. Nein, Maria, es tut mir leid, aber mehr ist nicht möglich.”

“Wann kommt ihr wieder zurück?” fragte Willi. “Ohne dich mag ich nicht den Hennenstall ausmisten.”

“Das magst du nie, auch nicht mit mir!”

“Aber ohne dich tue ich es noch weniger gern.”

“Bis spätestens neun Uhr müssen wir wieder zurück sein. Da fängt die Ausgangssperre an”, sagte Großmutter.

“Hoffentlich versäumt ihr den Abendzug in Jenbach nicht. Sonst müßt ihr die ganze Nacht im Warteraum verbringen.”

“Es wird schon alles gut gehen.”

Am Vorabend des Reisetages war die ganze Familie sehr nervös. Sogar Spitz wurde von der allgemeinen Aufregung angesteckt und sauste zwischen Herd und Küchentisch hin und her. Großmutter und Maria nahmen in der großen Blechwanne, die auch zum Wäschewaschen diente, ein Bad, obwohl normalerweise nur jeden zweiten Samstag Badetag war. Da das Haus keinen Wasseranschluß hatte, war der Wasserverbrauch streng reglementiert. Es brauchte ein halbes Dutzend Kübel Wasser, bis die Wanne voll war. Jeder Kübel mußte vom Brunnen geholt und auch noch einzeln am Herd erhitzt werden. Aber nach einer Stunde war es geschafft, und die angehenden Reisenden blitzten vor Sauberkeit.

Großmutter bereitete alles, was anderntags in ihrem Beutel nach Innsbruck mußte, auf der Fensterbank in der Küche aus.

Den mit einem dicken Stempel versehenen Schein, der bestätigte, daß sie mit ihrer Enkelin mit der Bahn nach Innsbruck fahren durfte, die Fahrscheine selbst, dann die Tauschobjekte: ein Viertelkilo Topfen, das Schüsselchen Schmalz und, als größte Kostbarkeit, das Viertelkilo echten amerikanischen Bohnenkaffee minus dreiundzwanzig Stück Bohnen. Dann die Geldbörse. Sehr wichtig war die Identitätskarte, um sich auszuweisen. Die Behörden liebten es, überall, wo irgend möglich, Kontrollen zu machen. Wer sich nicht ausweisen konnte, kam auf die Militärkommandantur und blieb dort so lange, bis einwandfrei feststand, wer er oder sie war. Mutter holte den schwarzen Regenschirm von Vater aus dem Schrank, denn dieser hatte den größten Umfang. Zum Schluß legte Großmutter noch das Bildchen des heiligen Antonius, ihres Lieblingsheiligen, dazu. Er hatte die Aufgabe, sie, Maria und den Beutel samt Inhalt sicher in die Stadt zu bringen.

Da nur zwei Züge am Tag das Zillertal befuhren, davon einer morgens, der andere nachmittags, mußten sich Großmutter und Maria früh auf den Weg machen. Die Sonne war noch nicht aufgegangen, und es war kühl. Maria führte Großmutter an der Hand, und immer, wenn ein größerer Stein auf dem Weg lag, machte sie Großmutter darauf aufmerksam. So kamen sie nur langsam vorwärts, und es war gut, daß sie eine reichliche Zeitreserve eingeplant hatten.

“Wie spät es wohl sein wird?” fragte Großmutter, als sie bei der Brücke angekommen waren.

“Auf sechs wird es schon zugehen”, meinte Maria. Sie hatten keine Uhr mit. Großmutter besaß zwar eine, aber der war schon voriges Jahr die Feder gerissen, und eine passende Ersatzfeder hatte Onkel Fritz noch nicht aufgetrieben. Maria hatte sowieso keine Uhr. Kein einziges Kind am Astenberg hatte eine. Auch Uhren waren Mangelware. Die Kinder orientierten sich nach dem Gefühl, dem Hunger und der Sonne. In den Stuben oder Küchen hingen Wanduhren mit schweren Gewichten, die im Rhythmus des Tages langsam auf- und niederstiegen. Die meisten Männer besaßen eine Uhr, meist eine dicke runde Taschenuhr, die sie, an goldglänzende schwere Ketten gehängt, in der Westentasche aufbewahrten. Auch Vater hatte so eine Taschenuhr. Als er noch nicht im Krieg war, hatte er sie manchenmal herausgenommen, und Maria durfte zusehen, wie der Sekundenzeiger über das Zifferblatt wanderte, oder sie ans Ohr halten. Tick - tack, tick - tack machte die Uhr, und Vater sagte: “So kannst du sehen, wie die Zeit vergeht!” Es gab so viel, was mit dem Vater verschwunden war.

Der Bach toste, daß man das eigene Wort kaum verstehen konnte. Diese Talseite hatte die Sonne eben erst erreicht, und rundum glitzerten die Wiesen im Tau. Maria mußte einen Augenblick stehenbleiben und schauen, obwohl sie das alles schon oft gesehen hatte. Aber es paßte so gut zusammen: der Bach, die Brücke darüber, die Wiesen und gleich dahinter die Häuser von Zell und in deren Mitte die Kirche mit dem grünen spitzen Turm.

“Wie froh werd’ ich sein, wenn ich wieder Augengläser habe”, hörte Maria Großmutter neben sich seufzen.

“Aber Großmutter, jetzt ist es bald soweit, heute abend siehst du auch wieder alles”, sagte Maria, die diese Worte schon hundertmal gehört hatte.

“Ja, wenn alles gut geht.”

Bis auf weiteres schien auch wirklich alles wunderbar zu klappen. Der Zug fuhr ziemlich genau zur errechneten Zeit ein und war nicht übermäßig besetzt. Bis Aschau mußten sie stehen, da stieg ein Ehepaar aus, und Großmutter und Maria konnten sich auf die Holzbank zwängen. Ein amerikanischer Soldat bedeutete Maria, sie könne mit ihm Platz tauschen und sich zum Fenster setzen. Das war schön, der Zug fuhr mitten durch das Tal, vorbei an Wiesen voller Blumen und Häuser, und eine ganze Weile begleitete er den Fluß. Einige Felder waren schon abgemäht. An den Bahnhöfen zog der amerikanische Soldat das Fenster herunter, und da drang der Duft von frischem Heu herein.

Maria saß da und schaute und vergaß die Kaffeebohnen in ihrem Beutel und Großmutterns Brille. Es war fast wieder wie früher, als sie mit Vater hier gefahren war und noch nichts gewußt hatte von Krieg und Lebensmittelkarten und Zuteilungen. Aber dann fiel ihr Boris ein, der war längst weggefahren aus dem Zillertal und vielleicht schon heimgekommen in sein fernes Moskau. Wenn ich einmal groß bin, dachte Maria, dann kaufe ich mir eine Fahrkarte nach Moskau, Zell - Moskau, hin und retour, dann fahre ich zu ihm und besuche ihn.

Inzwischen hatte die alte Frau gegenüber eine Schnitte Brot ausgepackt. Im Waggon roch es plötzlich nach Leberwurst. Maria konnte sich gar nicht mehr erinnern, wann sie das letzte Mal Leberwurst gegessen hatte. Großmutter und sie hatten zwar keine Leberwurst, aber Schmalzbrote und gedörrte Zwetschken im Beutel. Der Leberwurstgeruch machte sie hungrig.

“Glaubst du, wir könnten auch schon unser Brot essen?”

“Wenn du willst, selbstverständlich.”

Es ging anscheinend mehreren Leuten wie Maria, denn mit einemmal zogen viele Reisende ihre verpackten Jausenbrote heraus, Papier raschelte, und die Leute begannen hastig zu essen.

“Nun, das geht ja alles ganz wunderbar”, flüsterte Großmutter Maria zu. “In einer halben Stunde sind wir in Jenbach. Die Gruberbäuerin behauptet immer, daß die Zillertalbahn viel öfter kontrolliert wird als die Bahn von Jenbach nach Innsbruck.”

Aber in diesem Augenblick wurde es still im Waggon. Die Gespräche verstummten, das Papierrascheln hörte auf. Maria reckte den Kopf, um zu sehen, was los war. An der Tür standen zwei Gendarmeriebeamte.

“Um Gottes Willen!” flüsterte die Großmutter erschrocken.

“Vielleicht müssen die nur einfach so mit dem Zug fahren.”

“Die schauen mir nicht so aus.”

Nein, es waren keine Passagiere. Sie kamen in den Waggon herein und blieben vor der ersten Holzbank stehen. Der Kleinere zeigte auf einen prallgefüllten Rucksack und fragte mit lauter Stimme: “Wem gehört dieser Rucksack?”

Ein Mann hob die Hand. “Mir”, sagte er. “Was ist da drinnen?” - “Stroh”, antwortete der Mann.

“Stroh!” wiederholte der Gendarm. “So, so! Stroh.”

Man konnte ihm an der Stimme anmerken, daß er das nicht glaubte.

“Dann machen Sie den Rucksack einmal auf und leeren Sie das Stroh da auf die Bank.”

“Da wird aber alles schmutzig”, gab der Mann zu bedenken.

“Das werden Sie schon wieder sauberkriegen.”

Der Mann holte den Rucksack aus dem Gepäcknetz. Die Großmutter stieß Maria leise an: “Bet du zur Gottesmutter von Lourdes”, befahl sie, “ich bete zum Heiligen Antonius.”

“Für den Mann mit dem Stroh?” fragte Maria leise zurück.

“Nein, für uns natürlich.”

Aber Maria konnte und wollte nicht so auf Befehl beten, nicht einmal zur Muttergottes von Lourdes, obwohl ihr diese, als sie noch klein gewesen war, ganz außerordentlich gefallen hatte. Auf Großmutterns Kommode stand eine fast einen halben Meter hohe Statue der Heiligen Maria. Der Bildhauer hatte sie so geschaffen, wie er glaubte, daß die Bernadette sie einst gesehen hatte. Die schmale Gestalt in ein weißes Cape gehüllt, ein blaßblauer Gürtel faßte die Falten des Kleides in der Taille zusammen. Unten schauten winzige, nackte Zehen

heraus. Maria war von der Figur fasziniert gewesen. Oft hatte sie ihr von sonntäglichen Spaziergängen Blumen mitgebracht. Zur Belohnung für besonderes Bravsein hatte sie manchmal unter den wachsamen Augen der Großmutter eine Kerze anzünden dürfen.

Inzwischen waren die Nachbarn des Strohbesitzers aufgestanden, und der häufte den Inhalt seines Rucksackes auf die Holzbank. Der Haufen wuchs und wuchs, und Maria wunderte sich, daß soviel Stroh überhaupt Platz hatte in einem Rucksack. Endlich war er leer. Der Gendarm beutelte ihn ein paarmal, aber es fiel nicht ein Hälmchen mehr heraus.

“Für was brauchen Sie denn das ganze Stroh?” fragte der Gendarm.

“Die Matratze von meiner jüngsten Tochter ist schon total verschwitzt. Meine Frau hat mich zu einer weitschichtigen Verwandten ins Zillertal geschickt, damit ich frisches Stroh hole.”

“Und sonst haben Sie nichts mitgebracht?”

“Sie hat selber nichts. Aber ein Mittagessen hat sie mir gegeben.”

Der Gendarm sagte dem Mann, er solle das Stroh wieder einfassen. Dann wandte er sich einem anderen Reisenden zu, dem ein kleiner, abgeschabter Koffer gehörte. Er mußte ihn aufmachen. Maria konnte nicht sehen, was darin war, weil die anderen Passagiere den Blick verstellten. Erst als der Gendarm eine Dose hochhob und in der Luft hin und herbeutelte, erkannte sie an dem aufgedruckten Bild, daß es sich dabei um eine Fleischdose handeln mußte.

“Parmaschinken!” rief der Gendarm. “So was, Parmaschinken! Wo gibt es denn heutzutage Parmaschinken? Das muß ja noch Friedensware sein. He, wo haben Sie die Friedensware her?”

Der Mann stotterte herum, redete von Erbschaft und Freundschaft.

“Und sonst, was haben Sie sonst noch?”

“Nichts”, beteuerte der Mann, “Sie sehen es ja, nur Wäsche, ein Paar Socken, ein zweites Hemd. Das brauche ich zur täglichen Pflege. Ich lege großen Wert darauf, immer ordentlich angezogen zu sein.”

Der zweite Gendarm zog eine Mappe aus seiner Tasche und füllte ein langes Protokollpapier aus. Das mußte der Mann unterschreiben. Die Dose mit dem Parmaschinken wanderte in die Aktentasche des Beamten.

“Da Sie die Herkunft der Konserve nicht nachweisen können, muß ich sie beschlagnahmen.”

Dann kamen sie zu der Reihe, in der Maria und Großmutter saßen. Die junge Frau neben Großmutter mußte ihre Tasche aufmachen.

Sie hatte zwei Papiersäcke mit Mehl drinnen.

“Was machen Sie mit diesem Mehl?” fragte der Gendarm.

“Damit lass’ ich mir von einem bekannten Bäcker in Jenbach Brot backen”, antwortete die Frau. Sie war sehr blaß, und ihre Stimme klang ziemlich zittrig. Aber der Beamte gab sich zufrieden und ging weiter.

“Sie machen nur Stichproben”, flüsterte Großmutter, “nur Stichproben. Uns haben sie ausgelassen. Der Heilige Antonius und die Muttergottes von Lourdes haben uns geholfen.”

“Das war der Heilige Antonius allein, ich habe nicht gebetet.”

“Dann tue es wenigstens jetzt, wo ich die Augengläser so notwendig brauche!”

Aber da hielt der Zug schon in Jenbach, und alle Passagiere mußten aussteigen. Fast zwei volle Stunden warteten sie auf den Anschlußzug. Es war schon später Vormittag, als sie endlich auf dem Bahnhof in Innsbruck einfuhren. Der Platz vor dem Bahnhof war kaum wiederzuerkennen. Wo früher eine geschlossene Hausfront war, klafften jetzt Lücken. Das Haus mit dem schmalen Erker, das Maria immer so gut gefallen hatte, weil es sie an das Knusperhäuschen aus dem Märchenbuch erinnerte, war verschwunden. An seiner Stelle klaffte ein Riesenloch im Boden. Schief am Nachbarhaus lehnte der Giebelrest. Der Erker hatte früher Blumenkisten mit roten und weißen Pelargonien getragen. Einmal, als Maria und Vater gerade unten vorbeigegangen waren, war Wasser heruntergetropft. Vater war stehengeblieben und hatte hinaufgeschaut. Der Kopf einer jungen Frau, die die Blumen goß, hatte sich über die Brüstung geneigt. “Können Sie nicht aufpassen”, hatte der Vater vorwurfsvoll gerufen. “Sie haben meinen Anzug naßgespritzt.” Die Frau war rot geworden und hatte sich entschuldigt. Gleich darauf war sie mit einem Tuch zur Haustür herausgekommen, um Vater das Sakko trocken zu tupfen.

“Wo sind die Leute jetzt?” fragte Maria.

“Wie soll ich das wissen?” Die Großmutter schüttelte den Kopf. “Wahrscheinlich leben sie jetzt irgendwo auf dem Land, als Ausgebombte, und warten, bis der Krieg vorbei ist und sie wieder zurück können. Genau wie die Frau Prohaska.”

“Aber sie haben keine Wohnung mehr.”

“Sie werden froh sein, daß sie noch leben.”

Das Haus, in dem der Augenarzt seine Ordination hatte, stand noch unversehrt. Sie waren die letzten Patienten. Der Arzt war gerade dabei,

die Praxis für den Vormittag zu schließen. Erst als er erfuhr, daß sie seit dem frühen Morgen unterwegs waren, ließ er sich erweichen.

“Ach so, aus dem Zillertal kommt ihr”, sagte er, “da muß ich euch halt noch anschauen.”

Er setzte Großmutter in den alten Lehnstuhl, in dem früher Vater immer gegessen hatte, wenn er sich neue Brillen hatte anpassen lassen. Nun mußte Großmutter die Ziffern herunterlesen, 5, 8, 6, 4, 7, aber dann stockte sie und konnte keine weiteren mehr erkennen. Der Arzt setzte ihr ein metallenes Gestell auf die Nase und legte geschliffene Gläser ein.

“Ist es so besser, oder ist es so besser?” fragte er, genau wie bei Vater. Wenn Maria die Augen schloß, war es beinahe, als ob Vater in dem Stuhl säße. Aber schon erklärte der Augenarzt: “So, das hätten wir. Ihre Augen haben sich etwas verschlechtert. Ich stelle Ihnen das Rezept aus. Aber ob Sie die Brille auch bekommen, ist eine andere Frage. Sie müssen es halt versuchen. Im Zillertal wird es wohl noch ein Schüsselchen Schmalz geben, hm?”

Darauf antwortete Großmutter nichts, sondern bedankte sich nur und ging, von Maria geführt, hinaus. Das Brillengeschäft kannte Maria auch noch von früher, allerdings hatten die Fenster des ersten Stocks keine Scheiben mehr und waren mit Pappe vernagelt. Das Geschäft war leer. Auf den Regalen, wo früher viele verschiedene Brillenfassungen geprängt hatten, lag nun keine einzige mehr. Wo waren die schönen Brillengestelle aus gold- oder silberfarbenem Material und die massiven Hornfassungen nur hingekommen? Der Mann hinter dem Verkaufspult schien selbst keine Ahnung davon zu haben. Gelassen und ohne das geringste Lächeln schaute er den Eintretenden entgegen. Großmutter zog das Rezept aus der Rocktasche und schob es dem Mann hin. Der zog die Augenbrauen hoch. “Es gibt keine Augengläser”, sagte er.

“Gibt es keine Gläser oder keine Fassungen?”

“Weder - noch”, war die kurze Antwort.

Großmutter beugte sich über den Tisch. “Hätten Sie vielleicht Verwendung für Kaffee?” fragte sie leise.

“Kaffee?” fragte der Mann. “Was ist das für ein Kaffee?”

“Echter amerikanischer Bohnenkaffee.”

“Zeigen Sie her.”

Großmutter nestelte in ihrem Beutel herum und zog endlich das Säckchen mit den Bohnen heraus.

Der Mann nahm es in die Hand, knüpfte das Band auf, roch daran, schüttelte es. "Nun, ich werde einmal schauen, ob ich vielleicht noch eine alte Brille privat auftreibe", sagte er.

"Was tun wir, wenn er doch keine hat?" fragte Maria.

"Er wird schon eine haben", sagte die Großmutter, "da bin ich eigentlich ganz zuversichtlich. Bohnenkaffee ist etwas Kostbares heutzutage."

Und wirklich, als der Mann zurückkam, legte er eine dunkelbraune Hornfassung auf den Tisch. "Sie ist gebraucht, aber noch einwandfrei. Gefällt sie Ihnen?"

Großmutter setzte sie auf.

"Sie zwickt mich", sagte sie, "hinter den Ohren zwickt sie, aber das werden Sie schon ändern können."

"Das schon, das Problem sind jetzt noch die geeigneten, richtig geschliffenen Gläser."

"Hätten Sie vielleicht für Topfen Verwendung?" fragte Großmutter.

"Topfen, hm, ich weiß nicht, etwas anderes haben Sie nicht?"

"Ein Schüsselchen Schmalz habe ich noch, das ist dann das Letzte. Mehr habe ich nicht, da können Sie uns bis auf die Haut ausziehen."

"Geben Sie her", sagte der Mann.

Großmutter zog das Töpfchen Schmalz und die kleine Schüssel Topfen aus ihrem Beutel. Der Mann beäugte beides, roch wieder daran und verschwand damit. Diesmal blieb er länger aus, und Großmutter wurde schon langsam ungeduldig. Als er endlich erschien, strahlte er.

"Sie haben Glück", sagte er, "ganz großes Glück. Ich habe noch zwei Gläser gefunden, die Ihrer Dioptrienzahl sehr nahe kommen. Ich werde sie heute nacht einsetzen, und morgen können Sie Ihre Brillen abholen."

"Morgen?" rief die Großmutter. "Wie stellen Sie sich das vor, morgen! Glauben Sie, ich kann morgen wieder in die Stadt fahren? Da braucht man eine Erlaubnis dazu, und die kostet was. Nein, ich brauche die Brillen heute noch. Sie müssen sie mir heute noch machen. Sonst - sonst nehme ich alles wieder mit!"

"Aber, aber", sagte der Mann, "warum sind Sie denn auf einmal so herb? Ich habe ja nicht gewußt, daß Sie eine weite Fahrt haben. Das haben Sie mir ja vorher nicht gesagt."

"Jetzt wissen Sie es. Der einzige Zug, der nachmittags ins Zillertal geht, fährt um sechs Uhr von Jenbach weg. Den müssen wir erreichen. Setzen Sie nun die Gläser ein oder nicht?"

“Ich werde mich bemühen”, versprach der Mann. “Gehen Sie spazieren und kommen Sie in zwei Stunden wieder. Bis dahin hoffe ich, es geschafft zu haben.”

“Ich will eine Bestätigung”, verlangte die Großmutter.

Da schüttelte der Mann den Kopf. “Nein, wo denken Sie hin. Etwas Schriftliches kann ich Ihnen nicht geben. Soviel Vertrauen müssen Sie schon haben.”

“Können wir nicht einfach hier im Geschäft warten? Was soll ich in der Stadt herumrennen, wenn ich eh nichts sehe. Und hundsmüde bin ich auch.”

Maria stupste Großmutter an. “Ich weiß was, wir besuchen die Lehrerin.”

“In zwei Stunden? Nein, Maria. Das ist unmöglich. Dazu reicht die Zeit nicht. Sie wohnt im Saggen. Wir bräuchten wahrscheinlich eine Stunde, um hinzugelangen. Dann müßten wir erst das Haus suchen. Nachher wieder in die Stadt zurück, die Brille holen, zum Bahnhof. Nein, das schlag dir aus dem Kopf. Das mach’ ich nicht.”

“Ich will aber zu ihr gehen!”

“Ich habe dir schon gesagt, es geht nicht.”

“Aber ich möchte meine Lehrerin sehen.”

“Ich möchte auch oft etwas, was ich nicht haben kann. Kein Wort mehr davon, sonst werde ich zornig.”

Da mischte sich der Optiker ein. “Wenn das kleine Fräulein gerne lesen würde, könnte ich ihm ein Buch anbieten.” Er bückte sich und holte unter dem Pult ein Buch hervor. Am Umschlag war das Bild eines hübschen, blonden Mädchens zu sehen, und darüber stand in großen Buchstaben der Titel des Romans: “Nora macht ihr Glück.”

“Das hat meiner Tochter auch sehr gut gefallen.”

“Und wenn ich es nicht fertigkriege?”

“Dann erzähle ich dir, wie es ausgeht.”

Maria sah ein, daß ihr nichts anderes übrigblieb, als sich zufriedenzugeben. Großmutter hatte es sich bereits in einem der altmodischen breiten Lehnstessel bequem gemacht. Sie bettete den Kopf an die Lehne und schloß die Augen.

“Ich raste mich aus”, erklärte sie.

Maria begann zu lesen. Das Buch erzählte die Geschichte eines Mädchens, das von zu Hause wegging, um in der Stadt die Handelsschule zu besuchen. Schon auf der zwölften Seite begegnete ihr ein sympathischer junger Mann, in den sie sich verliebte.

Gerade als man erfuhr, daß der Mann bereits verlobt war - das war aber schon in der zweiten Hälfte des Buches -, brachte der Optiker die Brille.

“Was sagen Sie, ich habe sie schon fertig.”

Großmutter setzte sie auf.

“Sehr gut”, lobte sie. “Sie paßt ausgezeichnet.”

“Und sie steht Ihnen auch”, sagte der Optiker.

“Also sind wir quitt?” fragte die Großmutter.

“Ja”, bestätigte der Optiker. “Wir sind quitt.”

Da es noch nicht vier war und er das Geschäft also noch geschlossen hielt, ließ er Großmutter und Maria durch eine Hintertür auf die Straße.

“Bitte, wie geht das Buch aus?” fragte Maria.

“Sie kriegen sich”, sagte der Optiker. “Die Verlobte ist eine untreue Person, und Nora und der junge Mann heiraten.”

Das freute Maria. Sie mochte Geschichten, die ein gutes Ende nehmen.

“Ah, ist das eine Wohltat”, rief Großmutter aus. “Wieder richtig sehen. Ich fühle mich wie neugeboren. Wie neugeboren fühle ich mich. Übrigens, wie gefällt dir die Fassung? Dunkelbraunes, echtes Horn. Findest du es nicht ein bißchen massiv für mein Gesicht?”

“Nein, nein”, versicherte Maria, “sie steht dir gut.”

Als sie am Bahnhof ankamen, waren da viele Menschen, hauptsächlich Frauen. Sie standen auf dem Bahnsteig oder hatten sich auf die Stufen der Treppe gesetzt.

Einige Kinder liefen lärmend zwischen den Erwachsenen herum. Als Großmutter fragte, was da los sei, erklärte ihr ein alter Mann, daß ein Heimkehrertransport erwartet werde. Er wolle seinen Sohn abholen. “Sind Sie benachrichtigt worden, daß er kommt?” fragte die Großmutter.

Der Mann schüttelte den Kopf. “Nein, das nicht. Aber es wäre möglich, daß er kommt. Es wäre möglich.”

Dann begann er eine lange verworrene Geschichte zu erzählen, angefangen beim September '39, als der Krieg begonnen hatte und sein Sohn gleich beim Polenfeldzug mit dabei war, bis zum vorletzten Jahr, da hatte er Nachricht bekommen, sein Sohn sei bei einem Rückzugsgefecht in Rußland als vermißt gemeldet worden. Und nun ging er zu jedem Heimkehrertransport, um seinen Sohn zu suchen.

Einige Frauen hatten Fotos von Männern in Uniform an große Papptafeln geheftet und diese an Stangen befestigt.

Neben den Fotos standen die Namen, und darunter oder darüber las Maria seltsame Wörter, die sie noch nie gehört hatte: Otschakow, Tscherkassy, Przemysl.

“Die Frauen hoffen, daß einer von den Heimkehrern mit ihrem Mann in der gleichen Einheit gewesen und daß sie so erfahren könnten, wo er jetzt ist”, erklärte die Großmutter.

Eine Frau redete die Großmutter an und fragte, ob es wahr sei, daß der Heimkehrertransport, der schon zweieinhalb Stunden Verspätung habe, heute überhaupt nicht mehr komme. Großmutter wußte das natürlich auch nicht.

“Fragen Sie doch die Rotkreuzschwester dort”, sagte Großmutter, die mit ihren neuen Brillen nun alles ganz genau sah, sogar eine Rotkreuzschwester, die am anderen Ende des Bahnsteiges stand. “Die weiß vielleicht etwas.”

Weil Zeit war und der Zug nach Jenbach erst in einer guten halben Stunde eintreffen sollte, schlenderten auch sie beide zu der Schwester. Die war eine kräftige und große Frau. Über die weiße Kittelschürze hatte sie eine Wollweste gezogen, und über dem blonden, üppigen Haar schwebte eine weiße Haube mit einem roten Kreuz in der Mitte. Auf dem Leiterwagen vor ihr türmten sich kleine Pakete, und Großmutter behauptete, daß jeder Heimkehrer so ein Päckchen bekommen würde. Aber was drinnen war, wußte sie auch nicht.

Auf einmal kam hektische Bewegung in die Leute, sie begannen zu drängeln und zu schieben, und dann fuhr ein Güterzug mit viel grauem Dampf in den Bahnhof ein. Die Männer in den offenen Waggons winkten und beugten sich heraus und riefen, und auch die Leute am Bahnsteig winkten und riefen. Großmutter zog Maria hinter eine Säule, damit sie nicht erdrückt würde, weil Mutter ihr nie verzeihen würde, wenn Maria etwas passierte. Es dauerte lange, bis die Männer alle ausgestiegen waren und die Frauen den Richtigen gefunden hatten. Es gab aber auch Frauen, die ihren Mann nicht finden konnten. Sie liefen den Bahnsteig auf und ab, hielten die Tafeln hoch und sprachen die anderen Männer an und fragten, ob sie nicht ihren irgendwo in diesem Krieg gesehen hätten. Und auch manche Männer schauten sich um, gingen von einem Ende des Bahnsteiges zum anderen und wieder zurück und schauten und schauten, ob nicht doch jemand gekommen sei, sie abzuholen. Aber sie fanden niemanden. Da nahmen sie das kleine Paket vom Roten Kreuz und schleppten sich davon. Die Frauen, die den Mann oder den Sohn oder den Bruder oder den Vater gefunden

hatten, drückten ihn an sich und lachten und weinten. Die Frauen, die ihren Soldaten nicht fanden, wandten sich ab von dem Glück der anderen. Sie preßten Tücher an ihre Augen, und nur wenn man genauer hinsah, merkte man, daß sie mit den Tüchern ihre Tränen trockneten.

“Der Krieg ist aus, und die Menschen weinen noch immer”, sagte jemand neben ihnen. Es war der Mann, der seinen Sohn suchte.

“Der Krieg ist aus und dauert trotzdem an”, sagte die Großmutter. “Er wird andauern, solange ein Mensch an den Wunden leidet, die er geschlagen hat.”

“Dann erleben wir sein Ende nicht mehr”, sagte der Mann. Er drehte sich um und ging auch fort.

“Großmutter, wird Vater auch mit so einem Heimkehrertransport kommen?” fragte Maria. “Und holen wir ihn auch ab? Ich möchte ihn so gerne abholen.”

“Wenn wir wissen, daß er kommt, holen wir ihn ab, selbstverständlich.”

Es wurde spät, als sie in Zell aus dem Zug stiegen. Maria war todmüde, aber Großmutter trieb sie zur Eile an.

“Wir müssen schnell gehen, sonst kommen wir in die Sperrstunde. Ich habe keine Lust, mich bestrafen zu lassen. Erst gestern habe ich in der Zeitung gelesen, daß neun Leute zu dreißig Tagen Haft verurteilt worden sind, weil sie sich in der Nacht außer Haus aufgehalten haben.”

Nun war es Großmutter, die Maria an der Hand führte.

“Sogar in der Dämmerung kann ich mit den neuen Augengläsern sehen”, lobte Großmutter ihre neue Errungenschaft.

Willi allerdings war anderer Meinung. Ihm gefielen Großmutter Brillen nicht. Kaum war er Großmutter ansichtig geworden, fing er zu schimpfen an: “Da seid ihr einen ganzen Tag auf Gaude und kommt mit solchen Augengläsern heim! Großmutter schaut ja wie eine Eule aus, wie eine richtige alte Eule.”

“Aber Willi!” rief Mutter. “Wie kannst du nur so frech reden.”

“Du weißt überhaupt nicht, wie eine richtige Eule aussieht”, sagte Großmutter. “Ich sehe wieder, das ist das Wichtigste. Schönheit ist nicht alles.”

## VII

Seit Maria dank der genialen Idee von Onkel Fritz nicht mehr Hennen hüten mußte, zog Großmutter sie stärker zu anderen Arbeiten heran. Eine davon war Jäten. Es ist ja jedem Gartenbesitzer bekannt, daß Unkraut ungleich besser gedeiht als die sorgsam gesäten Pflänzchen. Läßt man der Natur hier freies Spiel, dann sind die Beete bald von Unkraut überwuchert, während der Salat, die Rüben oder der Spinat mit der Lupe gesucht werden müssen. Maria behauptete immer, daß sich die geliebten Nutzpflanzen letztlich doch durchsetzen würden. Doch Großmutter blieb hart. Ein Garten muß gepflegt werden.

“Heute ist es doch so heiß. Und das Jäten ist eine langweilige Arbeit”, beschwerte sich Maria.

“Ach was, langweilige Arbeit!” rief Großmutter aus. “Langweilige Arbeit gibt es nicht. Jede Arbeit, mit Eifer ausgeführt, hat ihre interessanten Seiten.”

Maria wußte schon, was noch kommen würde. Und tatsächlich mußten wieder die Bauernkinder herhalten: “Was täten denn die Kinder hier am Berg. Schau sie dir doch an, was die arbeiten müssen! Dagegen ist das Jäten dieser drei lächerlichen Salatbeete eine Spielerei. Eine Spielerei ist das!”

Es war aussichtslos. So nahm Maria halt die Harke zur Hand und begann das unerwünschte Grünzeug auszuzupfen. Nach einer mühseligen Viertelstunde hatte Maria gerade das erste Salatbeet rechts vom Mittelgang gejätet, da riß Toni das Gartengatter auf. Sie keuchte, weil sie so schnell gelaufen war.

“Jetzt hat die Gruberbäuerin endlich ihr Kind gekriegt.”

“Da wird sie froh sein. Großmutter hat gesagt, daß sie schon vierzehn Tage über der Zeit ist. Was ist es denn, ein Bub oder ein Mädchen?”

“Ein Bub. Meine Mama war die ganze Zeit dabei. Mich haben sie nicht hineingelassen. Dabei hätte mich interessiert, wie ein Kind geboren wird.”

Maria legte die Harke aus der Hand. “Weißt du nicht, wo die Kinder herkommen?”

“Nicht genau”, gab Toni zu.

“Das ist ganz einfach. Sie kommen aus dem Bauch der Frau. Genau wie bei den Säugetieren.”

Maria freute sich, daß sie einmal Toni etwas erklären konnte. Für gewöhnlich war immer sie es, die sich von Tonis Wissen verblüffen lassen mußte.

“Interessant!” sagte Toni. “Mit meiner Mama kann ich über solche Sachen nicht reden. Sie behauptet, ich verstehe das noch nicht. Dabei ist es ganz einfach zu verstehen.”

“Hallo, was tuschelt ihr da unten?”

Maria und Toni reckten die Köpfe. Willi lehnte sich aus dem Stubenfenster. “Kommt schnell, dann könnt ihr euch zwei verkleidete Amis anschauen. Sie hocken in der Küche und trinken Holundersaft.”

“Die interessieren mich nicht”, rief Toni hinauf.

“Sie sind nicht nur verkleidet, sie reden auch ganz anders als die gewöhnlichen Amis.”

“Haben sie Kaugummi?”

Das war eine der angenehmen Neuerungen, die durch die Amis ins Leben gekommen waren: der Kaugummi. Vor dem Einmarsch der Amerikaner hatten die Kinder sich mit einer besonderen Art von Pech begnügen müssen. Dieses Pech schmeckte bei weitem nicht so gut wie der Kaugummi. Wenn man irrtümlicherweise das ordinäre Baumharz statt dem richtigen, zum Kauen geeigneten Pech erwischte, verpickte man sich den Schlund damit.

“Ob sie Kaugummi haben? Frag sie doch selber.”

“Komm, schauen wir sie uns an”, sagte Maria, “wenn sie uns schon den Holundersaft wegtrinken.”

“Wir haben auch Durst”, sagte Maria, als sie die Küche betraten.

“Ihr bekommt auch einen Holundersaft. Aber zuerst begrüßt ihr ordentlich unsere Gäste. Bonjour heißt das heute. Die zwei Soldaten sind nämlich Franzosen.”

Die Männer hatten ihre Mützen abgenommen und die Uniformjacken ausgezogen. Sie nickten Maria und Toni zu und wischten sich ab und zu den Schweiß von der Stirn. In der Küche war es noch schwüler als draußen im Freien.

“Heute wird noch ein Gewitter kommen”, meinte Großmutter.

Maria stupste Willi an. “Du mit deinen verkleideten Amis”, flüsterte sie ihm zu. “Hast du gehört, es sind Franzosen.”

“Mutter, warum haben wir auf einmal Franzosen statt der Amis bei uns?” fragte Willi.

“Weil Tirol nun der französischen Militärverwaltung unterstellt wurde. Jetzt trink deinen Saft aus, und geh dann spielen!”

“Er muß noch Holz hereinholen. Das mach’ ich heute nicht. Ich habe gejätet”, sagte Maria.

“Das könnt ihr wohl zusammen machen, Maria. Willi ist noch so klein.”

Maria wollte schon protestieren, da standen die Franzosen auf. Sie sagten eine Menge Worte, von denen niemand ein Wort verstand.

“Ich werde Fritz fragen, ob er nicht versuchen könnte, ein französisches Wörterbuch aufzutreiben”, sagte Mutter. “Wenn sie uns besetzt halten, ist es besser, ein paar Brocken der Sprache zu verstehen.”

“Bist du schon fertig mit Jäten, Maria?” fragte Großmutter.

“Fast. Bei dieser Hitze wird man wohl zwischendurch etwas trinken dürfen.”

“Ja, natürlich darfst du das. Aber dann mach weiter. Und bitte mach es ordentlich!”

“Ja, ja”, sagte Maria.

Sie wußte, Großmutter würde die Beete sicher überprüfen, und mit ihren Brillen entging ihr leider keine Schlamperei mehr. Manchesmal wünschte Maria, der Optiker hätte Großmutter eine etwas weniger sehscharfe Brille verpaßt.

Mittags kam Frau Prohaska einen Sprung zu Mutter in die Küche. Maria war gerade dabei, das Geschirr abzutrocknen.

“Frau Singer, wissen Sie, daß die Kartenlegerin wieder auf dem Gruberhof ist?”

Maria stapelte vorsichtig einen Teller auf den anderen. Frau Prohaska brachte immer die interessantesten Neuigkeiten.

“Ah, der Gruberbäuerin ihre Wahrsagerin ist wieder da!” sagte die Großmutter.

Alle in der Familie kannten die Geschichte. Die Kartenlegerin lebte in Jenbach. Sie war mit der Gruberbäuerin befreundet seit der Zeit, als sie dieser den Tod der Altbäuerin vorhergesagt hatte. Die junge Frau hatte in den Hof eingeheiratet. Als fünfte Tochter eines Kleinhäuslers hatte sie nichts in die Ehe mitbringen können. Daraus hatte die Altbäuerin das Recht abgeleitet, die Junge nach Kräften zum Arbeiten anzuhalten und sie von früh bis spät herumzukommandieren. Maria hatte oft gesehen, wie die junge Frau bei Mutter in der Küche geweint hatte. Eines Tages war sie in ihrer Not zur Kartenlegerin nach Jenbach gefahren. Die hatte erst lange Zeit mit ihr geredet. Nach dem Kartenlegen hatte sie ihr den Rat gegeben: “Hab Geduld, es wird nicht

mehr lange dauern, und du wirst erlöst werden." Und tatsächlich, ein Jahr darauf war die fast sechsundachtzigjährige Altbäuerin an einem Gehirnschlag gestorben. Seither schwor die Gruberbäuerin auf die Kunst des Kartenlesens. Jedes Jahr lud sie die Kartenleserin samt ihren zwei Kindern eine Woche lang zum Sattessen auf den Hof ein.

"Wenn ihr wollt, kommt sie auch zu euch", berichtete Frau Prohaska.

Mutter überlegte. "Was verlangt sie denn?"

"Für Lebensmittel aller Art ist sie dankbar. Ein Tiegelchen Schweineschmalz oder ein paar Eier machen sie glücklich. Und sie ist wirklich gut. Sie versteht ihr Geschäft."

"Dann soll sie heute abend heraufkommen", entschied Mutter.

"Heute? Nein. Heute war sie schon bei der Plaiknerin. Zweimal am Tag will sie nicht die Karten aufschlagen. Das strengt sie zu sehr an."

"Der Plaikner ist ja schon seit zwei Jahren als vermißt gemeldet. Wissen Sie, was sie der Bäuerin gesagt hat?"

"Ja, leider nichts Genaueres. Die Karten haben so widersprüchliche Auskunft gegeben, daß sie keine Deutung wußte. Das passiert eben auch manchmal: Die Karten sagen nichts, rein gar nichts."

"Sie sind ja schon eine Expertin, Frau Prohaska", sagte die Großmutter.

Frau Prohaska wehrte ab. "Nein, nein, ich finde es einfach faszinierend, dieses Kartenlesen. Die Wahrsagerin freut das natürlich, und so hat sie mir viel erzählt."

"Also, wenn sie morgen abend Zeit hätte, das wäre mir recht", sagte Mutter.

Maria und Willi trug sie streng auf, dem Briefträger gegenüber kein einziges Wort über die geplante Aktion verlauten zu lassen. "Sonst lacht er uns womöglich noch aus", meinte sie. "Er ist ein Eiferer, deshalb braucht er gar nicht alles zu wissen."

Dienstagabend mußte Maria der Mutter helfen, Willi und Lisa ins Bett zu bringen. Die Kartenlegerin kam erst gegen acht, da sollten die Kleinen schon schlafen.

"Glaubst du, sie kann wirklich sagen, wann Vater heimkommen wird?" fragte Maria, als sie im Schlafzimmer schon das Licht gelöscht hatten und in der Stube noch die frischgewaschenen Windeln zusammenlegten.

Mutter seufzte. "Ich hoffe es von ganzem Herzen."

"Und wenn Vater schon tot ist?"

Maria wollte das eigentlich nicht sagen. Noch niemals hatte jemand in der Familie direkt ausgesprochen, daß Vater im Krieg hätte getötet werden können. Es war, als ob das Verschweigen dieser entsetzlichen Möglichkeit seine Gefährdung mindern könnte. Mutter zuckte zusammen.

“Er lebt. Ich hätte es gespürt, wenn er gefallen wäre. Irgendwie hätte er es mir zu verstehen gegeben. Das hat er nicht. Also lebt er.”

Trotz dieser scheinbaren Gewißheit schlug Mutter plötzlich die Hände vors Gesicht und fing zu weinen an. Maria tat es sehr leid, daß sie sich hatte hinreißen lassen, Mutter mit solchen Fragen zu kommen. Nun weinte Mutter und war unglücklich.

“Bitte, Mutter, wein nicht”, sagte sie leise. “Wenn du doch weißt, daß Vater lebt.”

“Ich weiß es, und ich weiß es nicht, Maria. Manchesmal glaube ich felsenfest an das, was ich dir eben erzählt habe. Und dann wieder denke ich, es sind nur Hirngespinnste, und meine Zuversicht ist nichts weiter als feiger Selbstbetrug.”

“Vielleicht weiß es die Wahrsagerin.”

“Ach, ich glaube, es war ein Blödsinn, die Kartenlegerin kommenzulassen. Wahrscheinlich ist das alles nur Aberglaube.”

“Aber wenn doch etwas dran ist?”

Mutter sprang auf. “Schluß jetzt, ich bin schon ganz durcheinander. Ich habe sie gebeten zu kommen, also wird sie kommen.”

Die Kartenlegerin war mit Frau Prohaska und Toni zum Nachtmahl eingeladen. Es gab gekochte Polenta. Als Beilage opferte Mutter den letzten Salatkopf aus dem Garten. Es war so reichlich, daß alle satt wurden.

“Danke für das gute Essen”, sagte die Wahrsagerin, nachdem sie sorgfältig den letzten Brösel Polenta vom Teller geputzt hatte. Sie trug ein dunkles Kleid mit vielen kleinen Kugelknöpfen und einem hellgrauen Spitzenkragen. Das Haar hatte sie in weichen Wellen nach hinten gekämmt und zu einem Knoten zusammengefaßt. Auf Maria wirkte sie kein bißchen geheimnisvoll.

Nachdem der Tisch abgeräumt war, holte sie ein schmales Päckchen Karten aus ihrem Beutel.

“Nun wollen wir einmal schauen, was die Karten uns zu sagen haben.”

Sie mischte sie gut durch und schob sie der Mutter hin. “Bitte heben Sie ab.”

Die Wahrsagerin nahm einen der beiden Kartenstöße und legte die Karten bedächtig in fünf Reihen auf. Dann nahm sie die übriggebliebenen und begann, einzelne Karten damit zuzudecken. Schließlich drehte sie, anscheinend nach einer bestimmten Reihenfolge, verschiedene Karten um, wobei sie den Kopf gewichtig hin und her wiegte: "Schellbube und Herzkönig, gut, gut. Aber die Eichel! Die Eichel, die gefällt mir gar nicht, nein, gar nicht gefällt mir die, so nahe beim Herzkönig. Aber da haben wir ja noch das As, das Schell-As. Gut. Das ist gut."

Alle blickten gebannt auf die Wahrsagerin und die Karten. Niemand traute sich, etwas zu sagen. Endlich fragte Mutter: "Nun, was sagen Sie, wird mein Mann nach Hause kommen? Und wann wird das sein?"

"So genau kann ich das nicht sagen. Aber ich kann erkennen, daß eine große Freude auf Sie wartet, und daß diese Freude von einer Ihnen nahestehenden Person kommt. Es könnte durchaus Ihr Mann sein."

Mutter schluckte, und Maria sah ihr an, daß sie gerne etwas gesagt hätte, sich aber beherrschte und schwieg. "Dürfen wir das Radio einschalten?" fragte sie. "Ich möchte gerne Radio hören."

"Ja, ja", sagte Mutter, und zu den Gästen gewandt fuhr sie fort: "Ich schlage vor, wir räumen die Karten beiseite und unterhalten uns."

Während die Erwachsenen miteinander redeten, hockten sich Toni und Maria vor den Radioapparat. Außer Lesen liebte Maria nichts so sehr wie Radiohören. Der Gedanke, daß die Luft erfüllt war von tausendfachen Lauten und ein Knopfdruck genügte, sie einzufangen und hörbar zu machen, faszinierte sie. Die ganze Welt oder zumindest das halbe Europa konnte mit Hilfe eines kleinen Holzkastens zum Reden gebracht werden. Ungeniert durfte man nun am Radio herumprobieren. Nie mehr brauchte man Angst zu haben, beim Schwarzhören ertappt zu werden. Das grüne Auge blinzelte, wurde breit, schmal, verschwand, kam wieder, und damit wechselte die Deutlichkeit der Töne. Nun war eine männliche Stimme klar und beinahe ohne Nebengeräusche zu vernehmen.

"Wie wir gestern schon berichtet haben, wurde in den Morgenstunden des 6. August die erste Atombombe der Welt gezündet. Wir sind in der Lage, den Bericht eines Augenzeugen, nämlich des Piloten des betreffenden Bombers, unseren Hörern zur Kenntnis zu bringen."

Die Erwachsenen am Tisch hatten ihr Gespräch unterbrochen.

“Dreh lauter, Maria”, sagte Mutter, “das müssen wir hören.”

“Oberst Tibbett, der Pilot jener Superfestung, welche die erste Atombombe abwarf, gab folgende Erklärung an die Welpresse: ‘Aus einem Flug in großer Höhe wurde die Atombombe am Montag früh auf Hiroshima abgeworfen. Es war helles Tageslicht. Die Straßen und Gebäude der Stadt zeichneten sich klar ab. Die Bombe fiel in das Zentrum der Stadt. Im gleichen Augenblick schoß eine mehrere Kilometer hohe Stichflamme empor, die so hell war, daß die Besatzung der Superfestung trotz ihrer dunklen Spezialgläser geblendet wurde. Dann folgte ein furchtbarer Donner, und die ganze Stadt verschwand in dichter Finsternis. Was wir danach sahen, war kaum zu glauben. Unter uns erhob sich rasch ein ungeheurer Berg aus schwarzem Rauch. Sonst war nichts zu sehen. Als dieser Berg fast sieben Kilometer hoch gestiegen war, sahen wir die Reste der Stadt auf seiner Spitze in einer Woge brodelnden Staubes tanzen. Dieses Brodeln hielt einige Minuten lang an. Dann schoß aus der Mitte des Rauchberges eine weiße Rauchwolke fast 18 Kilometer hoch auf. Hiroshima selbst war noch immer vollkommen bedeckt, aber als wir abflogen, konnten wir an der Peripherie ausgebreitete Brände beobachten.’”

Die Stimme verstummte, Musik setzte ein.

“Maria, stell das Radio ab. Ich kann nichts mehr hören”, bat Mutter.

“Du, Mama”, sagte Toni, und ihre Stimme klang zittrig. “Du hast mir doch gesagt, daß der Krieg aus ist und also garantiert keine Bomben mehr fallen.”

“Ja, Toni, in Europa. In Europa ist der Krieg aus. Aber die Japaner kämpfen weiter. Doch dies! Das ist zu entsetzlich.”

“Eine Atombombe? Was ist das eigentlich? Ist das die Wunderwaffe, von der die Nazis bis zum Schluß geredet haben? Und jetzt haben sie die Amerikaner!”

“Aber nein.” Frau Prohaska widersprach. “Die Wissenschaftler in Deutschland haben in eine ganz andere Richtung geforscht. Ich habe erst gestern darüber einen langen Artikel in der Zeitung gelesen.”

“Eine einzige Bombe zerstört eine ganze Stadt.”

Großmutter schüttelte den Kopf. “Und dieser Pilot erzählt ganz kühl darüber. Also, ich versteh’ das nicht. Da komm’ ich nicht mehr mit.”

Während die Erwachsenen redeten, hatte Toni sich in die Ecke hinter der Kredenz verzogen. Da saß sie am Boden, die Knie an den Körper gepreßt, den Kopf auf die Arme gebettet. Heftige Stöße schüttelten ihren Körper.

“Toni! Toni! Was hast du?” Maria schüttelte die Freundin erschrocken an den Schultern. “Toni, sag etwas. Sag, was dir fehlt!”

Endlich hob Toni den Kopf. “Ich habe Angst. Ich fürchte mich.”

“Du brauchst keine Angst zu haben. Bei uns ist schon Frieden. Es kann dir nichts mehr passieren. Keine Bomben, keine Schüsse, nichts.”

“Ich habe Angst um die Kinder. Da gibt es doch Kinder in der Stadt, in Hiroshima. Was ist mit den Kindern?”

Maria schwieg. Sie stellte sich den Berg aus schwarzem Rauch vor, von dem der Pilot gesprochen hatte, und die Mauern und Häuser der Stadt, wie sie zerbarsten und verbrannten. Aber sie konnte sich die Menschen nicht vorstellen inmitten einer solchen Hölle. Auch die Tiere nicht. Japaner halten sich doch auch Tiere, schmusige Katzen und kleine Hunde.

Maria schlug die Arme um die Schultern der Freundin, und sie weinten zusammen.

## VIII

In der Nacht hatte es geregnet. Schon beim Frühstück erklärte Mutter: "Heute gehen wir in den Wald. Wir pflücken Beeren für Schwarzbeierzergel, und wenn wir ein paar Eierschwammerln oder einen Steinpilz finden, haben wir für morgen auch noch ein Mittagessen."

Wir, damit meinte sie sich selbst, Maria und Willi.

Schwarzbeierzergel und Schwammerlgulasch schmeckten Maria ausgezeichnet. Aber das Rohmaterial für diese Köstlichkeiten zu beschaffen war mühsam. Maria wäre lieber zu Hause geblieben. Doch es half nichts, Mutter ließ sich nicht erweichen. Maria holte die Konservendose, in die Vater früher einmal an zwei gegenüberliegenden Stellen Löcher gebohrt und mit einem Drahtenkel verbunden hatte, aus dem Speisekammerl. Widerwillig lief sie hinter Mutter und Willi her. Sie mußten ziemlich weit gehen, bis sie zu den Schwarzbeerstauden kamen, die nicht vollständig abgeerntet waren.

"Das sind die Leute aus der Stadt", sagte Mutter. "Die suchen den ganzen Wald ab, und für uns bleibt dann nicht mehr viel übrig."

"Die essen halt auch gerne Schwarzbeierzergel", sagte Maria.

"Klar", sagte Mutter, "und sie haben noch viel weniger Möglichkeiten, etwas zum Essen aufzutreiben, als wir. Klar. Ich sag' ja nichts. Jeder hat das Recht, im Wald Beeren und Pilze zu sammeln. Trotzdem, wenn ich daran denke, was wir früher da für Beeren gefunden haben. Ein Traum war das, ein Traum."

"Reicht das für Schwarzbeierzergel?" fragte Willi, als sie sich nach zwei Stunden wieder auf den Heimweg machten.

"Ja, ich denke schon", sagte Mutter. "Ich glaube, wir können sogar für Toni und ihre Mutter einen Zergel dazumachen."

Als Willi, von dem Großmutter immer behauptete, er habe einen sechsten Sinn für das Aufspüren von Schwammerln, noch ein Nest von Eierschwammerln fand, war Mutter sehr zufrieden.

Zu Hause erwartete sie eine Überraschung. Schon von ferne sahen sie die Großmutter unter der Haustür stehen. Sie rief ihnen etwas zu, das sie nicht verstanden, und schwenkte ein blaues Kuvert in der Hand. "Schau, was der Briefträger heute gebracht hat. Einen eingeschriebenen Brief. Expreß. Für dich, Anna."

Mutter stürzte auf Großmutter zu.

“Zeig her, was ist das für ein Brief? Etwas über Robert? Kommt es von einer Militärstelle?”

Großmutter schüttelte den Kopf. “Von Robert ist er nicht. Ich habe unterschreiben müssen, daß ich ihn übernommen habe. Ich glaube, er ist von einer Behörde.”

“Ein Brief von einer Behörde? Ob das etwas Gutes zu bedeuten hat?”

Mutter gab ihre Kanne an Maria weiter. “Hier, halte das. Ich muß den Brief aufmachen!”

“Nein, doch nicht so”, mahnte die Großmutter, “so zerreißt du mit dem Kuvert auch noch das Schreiben, das drinnen ist. Und das ist wahrscheinlich wichtig, sonst hätte der Briefträger es mich nicht extra unterschreiben lassen. Komm ins Haus und schneid den Brief mit der Schere auf.”

Sie ging voraus und holte die Schere aus der Nähzeuglade. Ungeduldig riß Mutter ihr die Schere aus der Hand.

“Schnell, gib her. Vielleicht steht doch etwas von Vater drinnen.” Maria stellte die zwei Kannen, die eigene und die von Mutter, auf den Küchentisch.

“Lieber Gott!” betete sie. “Lieber Gott, gib, daß der Brief von Vater ist. Gib, daß drinnen steht, Vater kommt zurück, morgen oder übermorgen oder allerspätestens überübermorgen.”

“Es ist ein amtliches Schreiben von der Bezirksschulbehörde”, sagte Mutter, nachdem sie einen Blick auf den Briefkopf geworfen hatte, “was die von uns wollen?”

Sie überflog den Brief, wurde blaß und ließ sich auf einem Stuhl nieder.

“Was ist los, Anna? Was hast du?”

Wortlos übergab Mutter den Brief an Großmutter. Die las und schüttelte den Kopf. “Nein, das kann nicht sein. Die können uns doch nicht einfach auf die Straße werfen. Das ist unmöglich. Eine Frau mit drei kleinen Kindern. Und ich bin ja auch noch da. Nein, unmöglich, das muß ein Irrtum sein.”

“Doch, Mama”, sagte Mutter, “doch, sie wollen uns die Wohnung wegnehmen. Du hast es ja gelesen. Der Krieg, in den die Nazis Robert geschickt haben, ist verloren. Niemand kann sagen, was mit Robert ist. Aber im Herbst beginnt das neue Schuljahr. Da muß ein neuer Lehrer her, und dem steht diese Wohnung zu. Alles ganz logisch. Was mit uns wird, interessiert die Herren nicht.”

Mutter zerknüllte den Brief zwischen den Fingern. "Was sollen wir tun?"

Großmutter legte Mutter den Arm um die Schultern und streichelte ihr die Wangen. Es war das einzige Mal, daß Maria eine zärtliche Geste zwischen Mutter und Großmutter sah.

"Wein nicht, Anna", sagte Großmutter, "wein nicht."

"Warum kann der neue Lehrer nicht bei der Gruberbäuerin wohnen? Das hat das Fräulein Hauser schließlich auch gemacht. Das kann doch kein Problem sein."

"Da schau, wie du den Brief hergerichtet hast", sagte Großmutter. Sie nahm das Blatt und versuchte, es zu glätten.

"Es ist eine Gemeinheit. Eine bodenlose Gemeinheit. Sie tun so, als ob Robert schon tot wäre. Wollen einen neuen Lehrer in die Wohnung setzen. Aber Robert lebt, und wenn er wiederkommt, wird er wieder hier Schule halten. Und er wird hier in diesem Haus wohnen."

Willi drängte sich an Mutter.

"Sag, Mutter, wann kommt Vater wieder? Ich will ja auch, daß Vater wiederkommt."

"Ach Kind, wann, weiß ich auch nicht. Aber er kommt wieder. Er muß wiederkommen."

Mutter setzte sich nieder und nahm Willi auf den Schoß. "Ich würde es ja noch verstehen, wenn Robert ein Nazi gewesen wäre", schluchzte sie. "Die Nazilehrer schmeißen sie aus dem Schuldienst. Das sehe ich ein."

"Siehst du, Anna, wir hätten doch in Südtirol bleiben sollen. Ich würde sowieso viel lieber dort leben."

"Aber Mama, du weißt doch, wie das war. Ich hab' nicht einmal die deutsche Schule besuchen dürfen. Ich kann Italienisch fehlerfrei schreiben, aber nicht Deutsch. Hätte ich zulassen sollen, daß es meinen Kindern auch so ergeht?"

"Jetzt ist der Mussolini tot, und der Faschismus in Italien ist vorbei, und alle Kinder von deutschsprachigen Eltern besuchen die Schulen ihrer Muttersprache."

"Aber Mama, ich kann jetzt nicht einfach auf und davon gehen! Was soll ich heute in Südtirol? Ich will hier warten, bis Robert zurückkommt. Er wird hier wieder als Lehrer arbeiten, und wir wollen hier miteinander leben. Hier sind wir nun daheim."

Nun fing auch Lisa zu weinen an. Immer spürte sie, wenn in ihrer Umgebung etwas nicht stimmte, wenn Großmutter und Mutter Streit

hatten oder jemand traurig war. Maria konnte Lisa gut verstehen. Sie trat zur Wiege, in der Lisa zwischen ihren Polstern eingekleimt aufrecht saß, und nahm sie heraus. Als Baby war sie ratzekahl gewesen. Nun trug ihr Köpfchen bereits einen dichten Haarflaum. Aber immer noch roch sie, wenn sie nicht gerade die Windeln voll hatte, nach süßer Milch und Kamillentee.

“Ach, du kleines, böses Schlanggele, du”, murmelte Maria in die Vertiefung zwischen Kopf und Schulter, in den dicken weichen Hals.

Lisa hörte zu weinen auf. Sie patschte Maria mit beiden Händen ins Gesicht. “Hopp, hopp, Maria, mach hoppla, hopp”, verlangte sie.

“Es ist einfach zuviel”, klagte Mutter. “Zuerst muß der Mann in den Krieg. Dann, als der Krieg verloren ist, streichen sie mir das Gehalt auf eine minimale Unterstützung zusammen. Und jetzt wollen sie uns auch noch die Wohnung nehmen.”

“Vielleicht soll das eine Art Bestrafung sein?”

“Bestrafung? Ja wofür denn? Wir haben doch nichts Schlechtes getan! Was können denn wir dafür, daß der Hitler einen Krieg angezettelt hat?”

“Irgendwie haben auch wir ihn unterstützt.”

“Wir? Also Mama, ich bitte dich!”

“Wir haben optiert. Wir sind ins Reich übersiedelt. Die Nazis haben das in ihrer Propaganda immer als Zustimmung für ihre Politik herausgestrichen. Und die Leute, die in Südtirol geblieben sind, haben das vielfach auch so gesehen. Das weißt du doch, Anna.”

Es war, als ob Großmutter's Kritik Mutter's Widerspruchsgeist stärkte. Sie trocknete ihre Tränen.

“Also, wenn manche Leute das so sehen und du dich ihnen anschließt - ich, Robert und ich, wir haben nie etwas mit den Nazis im Sinn gehabt.”

“Anna, du weißt wohl, es kommt nicht darauf an, was man im Sinn hat.”

“Aber das war doch der Grund, warum er nicht in die Partei eingetreten ist. Schließlich habe auch ich das ausbaden müssen. Lehrer in seinem Alter, die Mitglieder der NSDAP waren, haben schöne und große Schulen bekommen. Aber ich muß nun schon seit vier Jahren auf diesem Berg da leben.”

“Aber Mutter, willst du weggehen?” fragte Willi erschrocken. “Ich mag nicht weggehen, mir gefällt's da bei uns.”

“Ach Dummerle, jetzt will ich nicht weggehen. Wo sollten wir denn

hingehen? Nein, jetzt werden wir dableiben. Das lass' ich mir nicht gefallen."

Mutter steckte ihr nasses Taschentuch in die Schürzentasche und richtete sich auf.

"Wißt ihr, was ich mache? Gleich morgen fahre ich zum Bezirksschulrat nach Schwaz und werde ihm unsere Lage schildern. Und euch nehme ich mit. Alle. Auch Lisa. Er soll uns alle vor Augen haben, uns ins Gesicht sagen, daß er uns auf die Straße setzt."

"Ich werde Lisa ein bißchen zwicken, damit sie ihn anplärrt", sagte Willi.

"Untersteh dich", drohte die Großmutter, "im Gegenteil, daß ihr euch ja anständig benehmt, verstanden?"

"Zum Glück braucht man jetzt keine Bescheinigung mehr, um in Tirol herumfahren zu können", sagte Mutter.

"Ja, das ist gut. Aber wir müssen aufpassen, daß wir vor der Ausgangssperre wieder daheim sind."

"Fahren wir mit dem Zug?" fragte Willi.

"Ja, selbstverständlich. Eine andere Möglichkeit gibt es sowieso nicht."

"Uh, uh, uh, wir fahren mit dem Zug", schrie Willi und begann in der Küche herumzuhüpfen. "Darf ich auf der Lokomotive fahren und dem Lokomotivführer beim Dampfen helfen?"

"Der Lokomotivführer dampft nicht. Der fährt die Lok. Es gibt einen Heizer, der den Kessel betreut, in dem der Dampf erzeugt wird."

"Dann darf ich dem Heizer helfen! Ich pass' bestimmt auf, daß ich mich mit den Kohlen nicht schmutzig mache, Mutter. Bestimmt."

Er schaute Mutter mit seinem berühmten Bettelblick an, und schon glaubte Maria, Mutter würde wieder schwach werden und nachgeben. Aber Mutter sagte nur unwillig: "Jetzt ist aber Schluß! Ich habe solche Sorgen, daß ich schon fast verzweifle. Und du sekkierst mich, wo du nur kannst, Willi. Ich will kein Wort mehr davon hören. Du fährst nicht auf der Lok, sondern brav mit uns im Waggon, wo alle Leute fahren. Es ist übrigens sowieso streng verboten, auf einer Lok mitzufahren."

Im Haus der Bezirkshauptmannschaft machte Willi dann einen eher verschreckten Eindruck. Aber auch Maria empfand die langen Gänge, die weißen Türen und die kahlen, mit Ölfarbe bestrichenen Wände beängstigend.

Der Portier hatte sie in den zweiten Stock hinauf verwiesen.

Mutter ging, mit Lisa auf dem Arm, von Tür zu Tür und las die Bezeichnung der Schilder. Plötzlich blieb sie stehen.

“Also hier ist es.” Sie klopfte. Gleich darauf antwortete ein aufforderndes “Herein!”

Mutter warf Großmutter einen fragenden Blick zu.

“Wir kommen am besten alle gleich mit”, sagte Großmutter.

Das Zimmer war leicht als Vorzimmer des Bezirkshauptmannes zu erkennen. Hinter dem mittelgroßen Schreibtisch saß eine Frau mit strengen Augen und kleingelocktem Haar.

“Sind Sie angemeldet?”

“Wir kommen vom Astenberg im Zillertal. Wie sollten wir uns da anmelden? Aber ich habe gestern ein Schreiben von Ihrer Stelle bekommen.”

Mutter gab Lisa an Großmutter weiter und kramte aus ihrer Handtasche den Expreßbrief heraus.

“Hier, diesen Brief haben wir bekommen. Wir sollen die Wohnung räumen. Und deshalb bin ich gekommen, um mit dem Herrn Bezirkshauptmann selbst über die Angelegenheit zu reden.”

Die Sekretärin zog die Brauen hoch. “Aber es ist doch eh alles klar. Am Astenberg wird ab Montag, dem 17. September, Frau Bröll die Schule übernehmen. Ihr steht deshalb die Wohnung zu, und Sie müssen sich eine neue Bleibe suchen.”

“Darüber möchte ich mit Herrn Bezirkshauptmann selber reden.”

Die Augen der Sekretärin wurden um einige Grade strenger.

“Aber Sie sind nicht angemeldet. Ich weiß wirklich nicht, ob der Chef Sie empfangen kann. Er hat nämlich sehr viel Arbeit, gerade jetzt, wo die Schule wieder anfängt und so ein Durcheinander ist, wie ich es überhaupt noch nie erlebt habe.”

“Wir rühren uns nicht von der Stelle, bevor wir nicht mit dem Herrn Bezirkshauptmann selber geredet haben”, erklärte die Mutter.

Die Sekretärin verschwand hinter einer gepolsterten Tür.

“Das fängt ja gut an”, seufzte Großmutter. “Aber laß dich nicht einschüchtern.”

“Ich lass’ mich nicht einschüchtern”, piepste Willi, und zum Beweis schickte er sich an, den Sessel der Sekretärin zu erklimmen.

“Du bist still und machst keinen Rührer”, rief Mutter. “Maria, nimm Willi bei der Hand und laß ihn nicht los. Er versteht nicht den Unterschied zwischen ungehörigem, frechem Benehmen und dem Widerstand gegen Einschüchterungsversuche.”

Da kam die Sekretärin aus dem Büro ihres Chefs und ließ die Tür gleich offen.

“Der Herr Bezirkshauptmann empfängt Sie”, erklärte sie. Und fügte hinzu: “Ausnahmsweise!”

Sie trat zur Seite, um die Besucher einzulassen. Zu fünft pflanzten sie sich vor dem breiten Schreibtisch auf.

“Ach, nehmen Sie doch Platz.”

Der Herr Bezirkshauptmann deutete auf die drei Sessel, die an der Wand standen. Mutter und Großmutter besetzten je einen, Maria und Willi teilten sich den dritten. Lisa hockte noch immer auf dem Arm der Großmutter und schaute sich mit erstaunten Augen die neue Umgebung an. Die fürchtet sich bestimmt nicht, dachte Maria, der gefällt das. Hoffentlich macht sie nicht gerade jetzt in die Hosen und fängt zu stinken an. Der Herr Bezirkshauptmann sah nämlich nicht so aus, als ob er an kleine Kinder gewöhnt wäre. In seinem Anzug mit den dicken Hornknöpfen und den grünen Aufschlägen machte er einen ausgesprochen feinen Eindruck. Maria sah es als Glück an, daß seine Wangen rundlicher waren und das Gesicht daher weniger streng wirkte als das der Sekretärin.

“Was führt Sie zu mir?”

Wieder zeigte Mutter den Brief vor.

“Wir brauchen eine Wohnung, Herr Bezirkshauptmann”, erklärte sie, “wo soll ich hingehen mit meiner alten Mutter und den drei Kindern?”

Als Großmutter die Wörter “alte Mutter” hörte, zuckte sie zusammen, sagte aber nichts. Der Herr Bezirkshauptmann beugte sich vor.

“Gute Frau”, sagte er, “ich verstehe Ihre Lage sehr gut. Völlkommen verstehe ich Ihre Lage. Aber Sie haben keinen Anspruch auf die Wohnung. Das Recht auf die Lehrerwohnung hat der Lehrer, der an der betreffenden Schule unterrichtet. Und das wird ab September die Frau Bröll sein.”

“Aber das Fräulein Hauser, das bei uns bis Mitte Mai Schule gehalten hat, hat ja auch bei der benachbarten Bäuerin ein Zimmer genommen.”

“Damals war Ihr Mann im Krieg, aber es stand fest, daß er lebt. Aber nun haben Sie und wir schon seit einem dreiviertel Jahr keine Nachricht mehr von ihm. So leid es mir tut, aber ich muß mich an die Bestimmungen unserer Schulbehörde halten.”

“Aber Herr Bezirkshauptmann, sagen Sie selbst, was soll ich machen, ohne Geld und ohne Arbeit und mit drei kleinen Kindern! Sie können mich doch nicht einfach auf die Straße setzen!”

Der Herr Bezirkshauptmann zuckte die Schultern.

“Liebe Frau, viele, viele Menschen haben ein viel schlimmeres Schicksal zu ertragen in diesen Zeiten. Sie haben gesunde, und wie ich sehe, sehr liebe Kinder.”

Da richtete sich Mutter in ihrem Sessel auf.

“Und ich werde dafür sorgen, daß meine Kinder gesund und gut bleiben. Dazu brauche ich ein gesichertes Dach über dem Kopf. Freiwillig gehe ich nicht aus dem Haus. Da müssen Sie mich von den Gendarmen hinaustragen lassen. Das sage ich Ihnen.”

Der Herr Bezirkshauptmann faltete den zerknitterten Expreßbrief auf und wieder zusammen. Er schwieg. Auch Mutter sagte nichts mehr. Schließlich meinte er:

“Ich sehe nur eine Möglichkeit, den Konflikt gütlich aus dem Wege zu räumen. Versuchen Sie, sich mit Frau Bröll zu verständigen. Vielleicht läßt sie sich bewegen, Ihnen die Wohnung zu überlassen. Ihre Vorgängerin, das Fräulein Hauser, hat sich ja auch mit einem Zimmer in einem benachbarten Bauernhaus begnügt.”

“Geben Sie mir die Adresse der neuen Lehrerin”, bat Mutter, “ich werde mich sofort an sie wenden.”

Der Bezirkshauptmann drückte auf einen Knopf. An der Tür erschien wieder die Sekretärin. Er befahl: “Suchen Sie mir den Akt von Frau Bröll heraus!”

An Mutter gewandt, fuhr er fort: “Sie können inzwischen im Vorzimmer warten. Meine Sekretärin wird Ihnen die Anschrift geben.”

Damit waren sie entlassen. Beim Hinausgehen zog die Sekretärin schnuppernd die Nase kraus. Tatsächlich, ein unverkennbarer Duft nach vollen Windeln durchzog den Raum. Lisa hatte sich also erdreistet, in die Hosen zu machen. Die Sekretärin warf der Familie einen vernichtenden Blick zu, in dem Maria ganz deutlich ihr Urteil lesen konnte: “Halbwilde Hinterwäldler!”

Großmutter faßte Mutter um die Schultern. “Das hast du gut gemacht, Anna. Wenn jetzt noch Frau Bröll ein Einsehen hat, sind wir gerettet.”

“Wir werden ihr anbieten, die Miete für das Zimmer zu zahlen. Selbstverständlich übernehme ich die Vermittlung. Gleich, wenn wir heimkommen, werde ich ihr einen ausführlichen Brief schreiben.”

# IX

“Wie die Zeit vergeht”, sagte Großmutter, “jetzt ist der Sommer auch schon wieder vorbei.”

Frau Prohaska nickte. “Da verrinnt ein Tag nach dem anderen, und schon ist der Herbst da. Ich wäre gerne noch bei euch geblieben. Aber was nützt’s, Toni muß zum Schulanfang in Wien sein.”

Die Frauen umarmten sich. Die elegante Frau Prohaska in ihrem modisch schmalen Kleid und Großmutter, die wie gewöhnlich eine Schürze um den Bauch gebunden hatte. Toni und Maria standen ein bißchen verlegen dabei.

“Schreibst du mir?” fragte Maria.

“Das habe ich dir doch schon gesagt. Hundertprozentig schreibe ich dir.”

“Nächstes Jahr, in den Sommerferien, kommst du wieder?”

“Klar, ist doch ausgemacht. Und ich bring’ dir auch was zum Lesen mit. Wie versprochen.”

“Und später, wenn die Zeiten wieder besser sind, besuchst du uns in Wien, nicht wahr?” sagte Frau Prohaska. “Dann gehen wir in den Prater und nach Schönbrunn.”

“Hoffentlich wird das Riesenrad bald wieder aufgebaut!”

“Ich fahre auch mit”, erklärte Willi.

Maria sagte nichts. Das fehlte gerade noch, daß Willi mit nach Wien fahren durfte. Aber warum jetzt schon darüber streiten?

Noch eine Umarmung, ein Händedruck, und schon wanderten Frau Prohaska und Toni dem Tal zu. Maria kletterte auf den Zaun, um sie länger zu sehen. Bevor der Weg im Wald verschwand, drehte sich Toni nochmals um und winkte zurück. Maria war ein bißchen traurig, aber Mutter sagte: “Das ist einmal ein Abschied, über den man sich nicht zu kränken braucht. Wir wissen schließlich, daß wir die beiden nächsten Sommer wieder sehen werden.”

“Aber das dauert ein ganzes Jahr”, sagte Maria, “ein Jahr, das ist eine sehr lange Zeit.”

Großmutter schüttelte den Kopf. “Aber nein, ein Jahr geht schnell vorbei. Du wirst sehen.”

“Na sowas”, rief Willi plötzlich. “Frau Prohaska kommt zurück. Ob sie etwas vergessen hat?”

“Aber das ist doch nicht Frau Prohaska”, sagte Großmutter, die mit ihren neuen Augengläsern sehen konnte wie ein Luchs.

“Nein, das ist nicht Frau Prohaska”, bestätigte Mutter.

“Willi sieht schlecht”, meinte Großmutter. “Anna, wir müssen mit ihm zum Doktor gehen. Mir ist es schon früher ein paarmal aufgefallen, daß er schlechte Augen hat.”

Inzwischen war die Gestalt näher gekommen. “Eine Fremde! Das ist eine Fremde! Die habe ich noch nie bei uns gesehen.”

“Zur Zeit wimmelt es geradezu von Fremden. Die einen gehen, die anderen kommen.”

“Was sie nur wohl bei uns will?” fragte Willi.

Nun konnte man die Frau schon deutlich erkennen. Sie war klein und zart und trug einen rotblau karierten Wollrock und eine blaue Bluse. Die Ärmel waren aufgekremgelt. Eine Aktentasche mit einem langen Riemen baumelte ihr von der Schulter.

“Ah”, rief Willi plötzlich, “ich hab’s, - das ist die Lehrerin!”

”Du spinnst, das ist doch nicht Fräulein Hauser.”

“Du spinnst selber. Fräulein Hauser kommt ja nicht mehr. Das ist die neue Lehrerin.”

Es war tatsächlich Frau Bröll.

“Huch”, sagte sie, “das ist ein weiter Weg vom Bahnhof zu euch herauf.”

“Man gewöhnt sich”, meinte die Großmutter.

“Und das ist also das Schulhaus.”

“Grüß Gott, Frau Bröll”, sagte Mutter und streckte ihr die Hand hin.

Die ist ja alt, dachte Maria, mindestens vierzig oder fünfzig Jahre alt.

“Bitte kommen Sie doch ins Haus. Sie werden durstig sein.”

Frau Bröll ließ sich seufzend auf den nächsten Sessel sinken. “An das Bergsteigen muß ich mich erst gewöhnen.”

“Wir haben alles vorbereitet, Frau Bröll”, sagte Mutter. “Alles, wie brieflich vereinbart.”

Die neue Lehrerin schaute sich um. “Ihre Küche ist recht hübsch.”

Mutter schluckte. “Ich hoffe, Sie sind nicht böse, daß wir Ihnen das Schulhaus nicht überlassen wollten.”

“Aber nein. Sie haben mir in Ihrem ersten Brief die Situation genau geschildert. Ich verstehe Sie vollkommen. Auch ich würde nicht ausziehen wollen, solange mein Mann vermißt ist.”

“Vater ist nicht vermißt”, rief Maria, “das dürfen Sie nicht sagen. Der Onkel Hermann ist vermißt. Vater nicht. Vater kann jeden Tag zurückkommen. Jeden Tag.”

“Laß, Maria”, sagte Mutter. Und zu Frau Bröll gewandt fuhr sie fort: “Ihr Zimmer bei der Gruberbäuerin ist bereit und in Ordnung.”

“Mein Koffer steht noch am Bahnhof. Wie schaffe ich den herauf?”

“Die Vintlbäuerin hat ein Roß. Ihr ältester Sohn übernimmt gerne derartige Transporte. Ich werde gleich mit ihm reden.”

“Das wäre schön”, sagte Frau Bröll. “Hier in dieser Tasche habe ich nur das Nötigste.”

“Bis zum Abend steht der Koffer in Ihrem Zimmer, Frau Bröll.”

“Wissen Sie, ich habe schon lange nicht mehr unterrichtet. Als ich 1935 heiratete, mußte ich den Schuldienst quittieren. Sie wissen ja, unter Schuschnigg durften verheiratete Lehrerinnen nicht mehr unterrichten. Aber heute, da so viele Lehrer fehlen, hat man mich wieder geholt. Mein Mann ist gefallen. Ich bin alleinstehend. Also bin ich froh, wieder an der Schule arbeiten zu können.”

Sie trank den Kaffee aus und lehnte sich zurück. “Ich glaube, wir werden gut miteinander zurechtkommen, Sie und ich.”

“Das denke ich auch”, sagte Mutter.

Großmutter nickte bestätigend mit dem Kopf. Na, dann sind sich die Erwachsenen endlich wieder einmal alle einig, dachte Maria. Aber ihr wäre es tausendmal lieber gewesen, wäre Fräulein Hauser hier in der Küche gesessen statt dieser Frau Bröll.

“Was ist, wenn meine Lehrerin wieder gesund wird?” fragte sie. “Kommt sie dann wieder auf den Astenberg zurück, und müssen Sie dann weggehen?”

Frau Bröll ließ sich nicht aus der Ruhe bringen. Sie lächelte Maria zu. “Ein gutes Zeichen für ein Kind, an seinem ersten Lehrer zu hängen.”

“Aber Maria, dich hätte Fräulein Hauser sowieso nicht mehr unterrichtet. Du kommst doch jetzt in die Hauptschule.”

# X

Die Böden waren mit schwarzem Öl getränkt und strömten einen eigenartigen Geruch aus. Überall im Schulhaus roch es danach, auch in den Räumen, die einen Steinboden hatten. Die Kinder lärmten und liefen in der Klasse herum. Anscheinend kannten sich alle. Maria blieb an der Tür stehen. In der Schule am Astenberg roch es ganz anders. Da war der Fußboden aus gehobelten, aber unbehandelten Brettern. Mutter bestreute sie jeden Tag mit feuchten Sägespänen, die sie anschließend aufkehrte. Einmal im Monat rieb sie ihn mit heißer scharfer Lauge und einer Bürste ab. Aber nach Soda roch es nur, solange die Klasse leer war. Mit den Kindern kehrte der warme Geruch nach Stall und verschwitzten Kleidern zurück.

Hier war alles fremd, nicht nur der Geruch. Mutter hatte ihr die Sonntagsschürze hergerichtet, weil sie am ersten Schultag schön angezogen sein sollte. Eine pfirsichfarbene Schürze mit winzigen kleinen Karos und schmalen Biesen an Latz und Taschen. Doch die meisten anderen Mädchen hatten keine Schürzen an. Sie trugen Röcke und Blusen oder bunte Kleider. Maria schien es, als ob sie am häßlichsten von allen angezogen wäre. Als sie in der Fensterreihe eine Bank erspähte, auf der noch keine Schultasche lag, steuerte sie diese an. Gleich darauf setzte sich ein Mädchen mit braunen aufgesteckten Zöpfchen zu ihr. Auch sie hatte eine Schürze umgebunden.

“Kennst du irgend jemanden hier?” fragte das Zopfmadchen.

“Nein, ich bin bis jetzt am Astenberg in die Schule gegangen.”

“Und ich in Hippach. Da war es gemütlicher.”

“Bei uns auch.”

“Ich heiße Fini. Und du?”

In diesem Augenblick betrat der Lehrer das Klassenzimmer. Er klatschte zweimal kräftig in die Hände: “Nehmt eure Plätze ein!”

Als es ruhig geworden war, stellte er sich auf das Podium, um eine Menge Neuigkeiten zu verkünden.

“Liebe Kinder”, begann er, “ihr seid nun in der Hauptschule. Hier herrscht ein völlig anderer Schulbetrieb als in der Volksschule. Ihr werdet in beinahe jedem Fach einen anderen Lehrer haben. Ich aber bin euer Klassenvorstand. Ich unterrichte euch in Rechnen und Zeichnen. Ich bin streng, aber gerecht. Schwätzer kann ich nicht leiden, ebensowenig Schwindler und Lügner. Ich verlange ordentliche Arbeit.”

“Ich, ich, ich. Der redet nur davon, was er will,” flüsterte die Nachbarin Maria zu.

“Den Stundenplan gibt es morgen. In den ersten Wochen müßt ihr ohne Schulbücher auskommen. Die alten sind eingezogen worden, und Ersatz liegt noch keiner bereit. Hefte, Tinte und Bleistifte sind rationiert, also behandelt jegliches Schulzeug behutsam und verschwendet nichts. Es gibt für das gesamte Jahr pro Schüler nur eine Redisfeder.”

“Was ist das, eine Redisfeder?”

“Die braucht man für Tuschzeichnungen”, antwortete Maria.

“Aha!”

“Während der Pausen darf im Schulhaus weder gelärrt noch gejoht oder herumgerannt werden. Auch im Schulhof muß eine gewisse Disziplin herrschen. Hier ist Laufen erlaubt, nicht aber Balgen und Raufen.”

“Na pfüat di Gott”, sagte die Nachbarin, “das sind Aussichten. Hoffentlich halte ich diese Schule überhaupt aus.”

“Ihr da drüben, schwätzt nicht, während ich rede”, rief der Lehrer und deutete in ihre Richtung.

Maria zuckte zusammen. Sie war es nicht gewohnt, in der Schule angeschrien zu werden. Nach all den Verhaltensregeln diktierte der Lehrer noch eine Liste der Schulsachen, die sie besorgen mußten. Hefte auf Bezugsschein, Bleistifte und einen Federstiel mit einer Stahlfeder zum Schreiben. Tinte gab es in der Schule. Jeden Montag wurden die in die Schultische eingelassenen Tintenfässer nachgefüllt.

In der Pause fanden sich die Kinder zusammen. Schürzen zu Schürzen, Kleider zu Kleidern. In der Volksschule waren alle gleich gewesen. Oder doch nicht? Mit einem Male erinnerte sich Maria, wie der Blaserbub aus der Bank hinter ihr der Lehrerin widersprochen hatte. Sie selbst hatte ein langes Gedicht heruntergeschnurrt, ohne auch nur eine einzige Silbe zu vergessen. Die Lehrerin hatte sie gelobt. “Das hast du wirklich brav gelernt!” Der Blaserbub, den sie kurz vorher getadelt hatte, weil er das Gedicht nicht hatte aufsagen können, hatte gemault: “Sie kann leicht lernen. Sie braucht weder im Stall noch am Feld arbeiten.” Aber die Lehrerin hatte ihn zurechtgewiesen: “Soviel Zeit, daß du in einer Woche ein Gedicht mit vier Strophen zu vier Zeilen auswendig lernen kannst, hast du auch!” Daraufhin hatte der Blaserbub nichts mehr gesagt, doch Maria hatte genau gespürt, daß dieses Argument nicht stimmte. Wenn man jeden Nachmittag arbeiten

muß, hat man am Abend einfach keine Lust mehr, Gedichte zu lernen. In der Volksschule war sie bevorzugt worden, was sie eigentlich gar nicht richtig mitgekriegt hatte. Nun gehörte sie zu den Benachteiligten. Daß es nicht ganz gerecht zugeht, merkt man wohl erst, wenn man selbst zurückgesetzt wird.

Zu Hause erwartete sie eine Überraschung. Ein Kuvert mit drei fremdländischen Briefmarken, auf dem in schöner, gleichmäßiger Schrift ihr Name stand. Sie hatte noch nie einen Brief bekommen. Vater adressierte seine Briefe immer an Mutter, die Onkel an Großmutter.

“Wir haben den Brief nicht aufgemacht”, erklärte Mutter, “weil er an dich gerichtet ist, obwohl wir natürlich sehr neugierig sind, wer dir geschrieben hat. Dazu noch vom Ausland. Der Briefträger hat gesagt, daß das einer der ersten ausländischen Briefe ist, die er nach dem Kriegsende zustellen mußte.”

Maria lieh sich eine Haarnadel von Großmutter aus und schlitzte den Brief auf. Ein Bogen Papier fiel heraus, und in diesem Augenblick erkannte Maria die Schrift wieder. Boris hatte geschrieben.

*Moskau, 15. Juni '45*

*Liebe Maria!*

Ob Du diese Zeilen jemals erhalten wirst? Europa liegt in Trümmern, und ich schicke da einen Brief auf die Reise, quer durch den Kontinent. Vor zwei Tagen bin ich in Moskau angekommen. In den dunklen Tagen der Gewaltherrschaft habe ich oft die Augen geschlossen, um in Gedanken meine Heimatstadt zu sehen. Daran habe ich festgehalten. Daran und am Bild meiner Familie. Nun ist es aber so, daß es dieses Moskau nicht mehr gibt und meine Eltern und meine Frau tot sind. Meine Frau ist ums Leben gekommen, als eine Granate die Fabrik, in der sie arbeitete, zerstörte. Meine Eltern sind verhungert. Nur meine Kinder haben diese schreckliche Zeit überlebt. Sie sind noch im September 1941 evakuiert und so in Sicherheit gebracht worden. Gleich morgen fahre ich los, um sie heimzuholen. Alle Welt spricht vom Sieg, den die demokratischen Länder gegen die faschistischen Mächte errungen haben. Aber ich irre durch die zerstörten Straßen meiner Stadt, suche das Haus, in dem ich friedlich gelebt habe, stehe vor dem Massengrab, in dem meine Lieben bestattet

sind, schaue in die verbitterten, mageren, hungrigen Gesichter der Menschen und weiß: Auch Hitler und seine Hintermänner haben gesiegt. Der Faschismus wollte unser Land zerstören, und er hat weite Teile davon zerstört. Er hat Haß gesät, und dieser Haß beherrscht heute noch die Welt. Er wollte die Juden und die Zigeuner ausrotten, und die meisten von ihnen sind zugrunde gegangen. So viele der besten Menschen sind in diesem Krieg und am Faschismus gestorben.

Liebe Maria, ich bin Dir noch einen Bericht schuldig, denn sicher möchtest Du gerne wissen, was ich gemacht habe, als ich von Euch fortging. Ich will es Dir kurz erzählen.

Noch als ich im Lager war, habe ich erfahren, daß im Kreis Imst sowjetische Kriegsgefangene versuchten, eine Partisanengruppe aufzubauen. Mein Plan war, mich dieser Gruppe anzuschließen. Es gelang mir, bis ins Pitztal zu kommen. Am Arzlerberg, so hatte ich erfahren, sollte sie sich versteckt halten. Aber schon in Wenns erzählte mir eine Ostarbeiterin, daß die Gruppe entdeckt worden sei. Also machte ich kehrt und gelangte schließlich über die Grenze nach Italien, wo ich zu den Partisanen stieß. Nach Kriegsende versuchte ich, so schnell als möglich in meine Heimat zurückzukommen. Ich brauchte trotzdem länger als einen Monat. Wie lange wird wohl dieser Brief brauchen, um zu Dir zu kommen?

Nun sitze ich hier auf einer umgestürzten Mauer. Ich fühle den heißen Stein, atme den scharfen Geruch der Brennesseln und trauere. Was kann ein Mensch in dieser Zeit anderes tun?

Die Sieger haben gesiegt und sind gleichzeitig in tausendfacher Weise gescheitert. Die Faschisten wurden geschlagen, und trotzdem leben ihre Untaten weiter, und ihre vergifteten Ideen wirken fort. Die Toten bleiben tot.

Liebe Maria, ich denke an Dich, an Deine Mutter und Deine Großmutter. Durch ihre Hilfe und die vieler anderer Menschen habe ich überlebt. Grüße sie herzlich von mir. Ich wünsche, daß Ihr alle Eure Lieben bald in die Arme schließen könnt.

*Mit dankbaren und lieben Grüßen  
Alexander Laritschow*

Als Maria geendet hatte, wischte sich Großmutter die Tränen aus den Augen. "Boris ist also durchgekommen. Wie ich mich darüber freue."

“Er heißt nicht Boris, er heißt Alexander. Und der Brief ist eigentlich sehr traurig. Ich hätte mir einen anderen Brief erwartet”, sagte Mutter.

Großmutter nickte. “Überhaupt, weil er an Maria geschrieben hat. Sie ist doch noch ein Kind. An Kinder sollte man eigentlich nicht so traurige Briefe schicken. Er hätte sich an uns Erwachsene wenden können.”

“Aber mit mir ist er doch befreundet”, rief Maria.

Sie packte den Brief und lief aus der Küche. Hinter dem Haus, gleich neben dem Hennenstall, warf sie sich ins Gras. Über ihr der wolkenlose Himmel und die Ähren von Nachbars Roggenfeld. Wie dumm die Erwachsenen manchmal daherredeten. Warum sollte Boris, nein, Alexander, ihr nicht schreiben, daß er traurig war? Auch Kinder sind manchmal traurig, viel öfter als Erwachsene, weil sie sich nicht so gut helfen können. Da alle Erwachsenen einmal Kinder waren, mußten sie das eigentlich wissen. Aber nein, sie wissen gar nichts, sie haben alles vergessen.

Maria richtete sich auf. Die Erde wurde schon kühl, es war ja schon September. In den Monaten mit einem “R” durfte man nicht barfuß gehen oder sich auf den bloßen Boden setzen.

Alexander hatte den Brief vor mehr als zwei Monaten geschrieben. Nun würde er seine Kinder schon bei sich haben. Maria stellte sich vor, wie er mit ihnen spazierenging und sie abwechselnd auf seinen Schultern reiten ließ. Vater hatte das mit ihr und Willi auch so gemacht. Sie würden miteinander Späße treiben und sich vergnügen. Und manchmal, wenn sie an die Toten dächten, würden sie weinen, er und die Kinder. So ist das. Man darf keine Angst davor haben, traurig zu sein.

Am Morgen weigerte sich Maria, die Schürze anzuziehen. “Die anderen Kinder tragen auch keine Schürzen”, behauptete sie.

“Das kann ich nicht glauben”, sagte Großmutter. “Hier hat doch jedes Mädchen in der Schule eine Schürze umgebunden. Das kann an der Hauptschule doch nicht anders sein”.

“Nur ganz wenige haben eine Schürze”, räumte Maria ein. “Höchstens sieben oder acht. Es sind die Häßlichen und die Armen. Ich mag nicht bei den Häßlichen und Armen sein.”

“Papperlapapp”, sagte die Mutter, “so einen Unsinn habe ich überhaupt noch nie gehört. Was hat denn das eine mit dem anderen zu tun? Solange ich gezwungen bin, jeden Tropfen Wasser vom Brunnen

herauf ins Haus zu schleppen, muß mit der Wäsche gespart werden. Und solange wirst du zur Schonung der Kleidung eine Schürze tragen. Basta!”

Maria fing zu weinen an. Manchesmal nützte das. Doch diesmal griff Mutter ihrerseits zum Terror.

“Du machst mich krank”, rief sie aus, “ich muß Tag für Tag ums Überleben der Familie kämpfen. Und du sekkierst mich wegen einer läppischen Schürze. Vor Sorgen um deinen Vater mach’ ich oft nächtelang kein Auge zu, aber du denkst an solche Nebensächlichkeiten wie das Aussehen. Mit deiner Oberflächlichkeit machst du mich nervlich fertig. Das ist eine Tatsache.”

Was blieb Maria anderes übrig, als klein beizugeben? Doch in der Schulgarderobe zog sie mit der dicken Weste auch die Schürze aus und hängte sie fein säuberlich am Kleiderhaken auf. Das Klassenzimmer betrat sie ohne Schürze, in Rock und Pullover. Aber schon in der zweiten Stunde klopfte die Schuldienerin an die Klassentür. Es war Mathematikunterricht. Sie hielt die Schürze in der Hand.

“In der Garderobe der ersten Klasse hing diese Schürze”, meldete sie, “die ist doch zum Tragen da und nicht zum Herumhängen.”

“Wem gehört die Schürze?” fragte der Mathematiklehrer.

“Mir”, sagte Maria kleinlaut.

“Nimm sie und zieh sie an”, sagte der Lehrer. “Sie ist von deiner Mutter doch nicht für den Schulweg gedacht, sondern für den Unterricht. Das ist wohl sonnenklar.”

Die Mädchen, die keine Schürzen trugen, stießen einander an und kicherten. Die Schuldienerin schloß kopfschüttelnd die Tür hinter sich zu und murmelte etwas von eitlen Fratzen, die sich zu gut wähten, eine Schürze zu tragen. Fini beugte sich zu Maria hinüber.

“Da darfst du dir nichts draus machen”, flüsterte sie ihr zu. “Wenn die so blöd sind, müssen eben wir zusammenhalten. Verstehst du?”

Maria schaute die Nachbarin an. Dann schielte sie verstohlen zu den vorderen Reihen, wo die Tochter des Advokaten und die Jüngste vom Riedlerhof saßen. Der Riedlerbauer hatte an die 100 Stück Vieh im Stall und war mit dem Eigentümer der Bierbrauerei verschwägert. Die eine trug einen leuchtend roten Pullover. Maria hatte schon am Morgen absichtlich an ihr angestreift, um die Weichheit der Wolle zu fühlen. Die andere hatte ein blaues Kleid mit einem Rüschenkragen an.

“Bei uns ist es eben der Brauch, eine Schürze zu tragen. Deswegen

brauchen wir uns nicht minderwertig vorzukommen. Und gefallen laß ich mir deswegen auch nichts. Gar nichts!”

Finis Augen blitzten Maria kampflustig an.

“Ruhe!” rief der Lehrer. “Jetzt wird endlich wieder aufgepaßt!”

Maria richtete ihre Blicke zur Tafel. Es war so schwierig, sich zurechtzufinden. Wie gerne hätte sie zu den schönen und angesehenen Mädchen der Klasse gehört. Aber andererseits imponierte ihr auch Fini.

Die Stimme des Lehrers riß sie aus ihren Gedanken.

“Maria, komm heraus und rechne die Aufgabe auf der Tafel vor!”

Der Lehrer reichte ihr die Kreide. Sie fühlte sich hart und kantig an. Legte man sie wieder aus der Hand, waren die Fingerkuppen unangenehm trocken. Aber die Aufgabe brachte ihr keinerlei Probleme. Zu oft hatte sie ähnliche Rechenarbeiten schon in der vierten Volksschule machen müssen.

“Gut”, lobte der Lehrer, und als sie sich wieder auf den Platz setzte, zwinkerte ihr Fini zu. Vielleicht würde die neue Schule doch nicht so schlimm werden.

# XI

“Maria! Maria!”

In der Mitte des Ackers stand eine Frau und winkte Maria zu. Sie trug eine Männerhose und eine graublau karierte Jacke. Um den Kopf hatte sie ein Tuch geschlungen, das ihr Haar fast ganz verbarg. In der rechten Hand hielt sie eine Spitzhacke. Maria mußte blinzeln. Die Sonne schien ihr in die Augen, aber dann erkannte sie die Frau.

“Fräulein Lehrerin!”

Blitzschnell kletterte sie über den niedrigen Zaun, der die Straße von den Feldern trennte. So schnell sie konnte, rannte sie quer über die gemähte Wiese und die aufgegrabene Erde des Ackers. Die Frau stand da und lächelte ihr entgegen. Sie ließ die Harke fallen und faßte Maria an beiden Händen.

“Du bist ja gewachsen, den Sommer über”, stellte sie fest, “mindestens drei Zentimeter bist du gewachsen.”

Maria ihrerseits starrte die Lehrerin an. Ja, sie war es, Fräulein Hauser. Aber wie hatte sie sich verändert! Früher war sie doch immer so schön angezogen gewesen. Trotz des Bezugscheinsystems hatte sie Blusen und hübsche Röcke getragen, elegante Schuhe und feine Strümpfe. Und nun steckten ihre Füße in derben Holzschuhen, und die Jacke war an beiden Ärmeln geflickt. Einzig das Kopftuch erinnerte noch an die frühere Eleganz, ein buntgemustertes Tuch aus zarter Seide. Darunter ringelten sich ein paar hellbraune Locken in die Stirn.

“Maria, wie schön, daß ich dich sehe! Wie geht es dir?”

Maria schluckte. Das feine Fräulein Lehrerin in diesen alten, häßlichen Sachen. Aber ihr Gesicht wenigstens war dasselbe geblieben: große Augen, klar gewölbte Brauen, und wenn sie lächelte, erschienen Grübchen in den Wangen.

“Danke, es geht mir gut. Ich gehe jetzt in die Hauptschule.”

“Und? Gefällt es dir? Hast du nette Lehrer?”

Maria schaute die Locken an, die vorwitzig unter dem bunten Kopftuch herauschauten, und mußte noch einmal schlucken.

“So nett, wie Sie waren, sind sie nicht”, sagte sie.

“Aber geh. Das glaubst du nur, weil du sie noch nicht richtig kennst. Du hast ja erst ein paar Wochen Schule.”

“Und was machen Sie da, Fräulein Lehrerin?”

“Ich grabe Zuckerrüben aus. Siehst du das nicht?”

“Gehört der Acker Ihnen?”

“Nein, wo denkst du hin! Wie sollte ich zu Grund und Boden kommen! Das Feld gehört zur Kracherlfabrik.”

“Dem Herrn Greiter?”

“Ja, dem Herrn Greiter. Ich bin nun Mädchen für alles in seinem Betrieb. Ich erledige die Schreifarbeiten und arbeite in der Produktion. Wenn ich Zeit habe, mache ich auch noch andere Arbeiten. Heute eben ernte ich Zuckerrüben. Dafür werde ich in Naturalien bezahlt.”

“In Naturalien?”

“Ja, ich bekomme Zucker. Du weißt wohl, wie schwer es ist, Zucker zu bekommen. Und den Zucker tausche ich gegen Zigaretten ein.”

“Sie rauchen also noch immer?” erkundigte sich Maria.

Früher, als Fräulein Hauser noch am Astenberg unterrichtet und jeden Tag in Mutters Küche Kaffee getrunken hatte, war vom Aufhören die Rede gewesen.

“Nein, ich rauche nicht mehr. Die Zigaretten brauche ich für meinen Vater. Das Rauchen ist praktisch die einzige Freude, die ihm geblieben ist.”

“Also ist er noch immer im Lager?”

“Ja, aber vielleicht nicht mehr lange. Er -“, die Lehrerin stockte einen Augenblick. “Wie ich sehe, versteht er sich ganz gut mit den Vorgesetzten.”

“Warum sind Sie eigentlich nicht mehr Lehrerin?”

“Ja, weißt du denn das nicht, Maria? Hat deine Mutter dir nicht gesagt, warum statt meiner die neue Lehrerin bei euch am Astenberg unterrichtet?”

“Nein, wir haben geglaubt, daß Sie noch immer krank sind. Onkel Fritz hat im Sommer einmal Ihre Mutter besucht. Und da waren Sie ja krank, oder?”

“Ja, da war ich krank.”

“Und jetzt geht es Ihnen wieder gut?”

Die Lehrerin lachte auf. “Gut? Aber ja. Es geht mir gut. Warum auch nicht?”

“Und warum unterrichten Sie nicht mehr?”

“Ich bin aus dem Schuldienst entlassen worden. Du weißt ja, daß ich in der Partei war. Deshalb bin ich entlassen worden.”

“Und Sie dürfen jetzt nie mehr Lehrerin sein?” fragte Maria erschrocken.

“Ich müßte zu Kreuze kriechen. Aber das tu ich nicht. Ich nicht.”

“Aber der Krieg ist doch vorbei. Nun wird alles anders. Wir sind befreit.”

“Wir sind besetzt.”

“Der Briefträger sagt, wir sind besetzt, aber auch befreit.”

“Ach, der Briefträger! Den gibts also auch noch? Der hat ja immer bei euch gefrühstückt. Der war mir immer suspekt. Ich habe zu deiner Mutter oft gesagt, sie solle aufpassen und in kein Naheverhältnis zu ihm kommen. Wenn so einer auffliegt, kommen auch seine Freunde in ein schiefes Licht.”

“Aber das ist ja jetzt vorbei. Nun braucht man keine Angst mehr zu haben.”

“Auch heute müssen Leute Angst haben. Leute wie ich. Oder mein Vater. Aber lassen wir das. Weißt du was, Maria? Wir werden jetzt jausnen. Mein Kracherlfabrikant ist bestens mit Lebensmitteln versorgt. Seine Frau mag mich und gibt mir immer ein ordentlich belegtes Brot zur Arbeit mit. Wir setzen uns auf einen der Rübensäcke, die Gesichter zur milden Sonne, und lassen es uns gut gehen. Weißt du noch, wann du das letzte Mal ein Speckbrot gegessen hast?”

Nein, das wußte Maria nicht mehr, das war schon zu lange her. Schon allein beim Wort “Speck” lief ihr das Wasser im Mund zusammen.

“Aber das Brot ist ja für Sie gedacht, Fräulein Lehrerin.”

“Es reicht für uns beide.”

Fräulein Hauser gab dem zunächst stehenden, prall gefüllten Sack einen Tritt, so daß er umfiel. Dann bugsierte sie zwei andere in einen rechten Winkel dazu. So entstand eine bequeme Bank mit Rückenlehne. Schließlich zog sie aus einem Beutel ein in Zeitungspapier gewickeltes Päckchen. Sie brach die Doppelschnitte in zwei Stücke, das größere reichte sie Maria.

“Laß es dir gut schmecken!”

“Danke”, sagte Maria und biß hinein. Das schmeckte besser als das Schmalzbrot, von dem Großmutter immer behauptete, in der heutigen Zeit sei dies ein Luxus, von dem die meisten Menschen nur träumen könnten.

“Siehst du”, sagte die Lehrerin, “von Befreiung kann man nicht reden, solange wir Ausgangssperre haben, die Zeitungen unter Patronanz der Militärbehörde erscheinen und wir von Marokkanern und Negern kommandiert werden.”

Marokkaner und Neger. Maria spürte, wie sich etwas in ihrem Bauch zusammenzog. Diese Töne schienen altbekannt. Marokkaner und Neger, Juden und Russen, Karnner und Zigeuner.

“Fräulein Lehrerin, glauben Sie noch immer, daß das Untermenschen sind?”

“Die Neger sind jedenfalls weniger intelligent als die Weißen oder gar die Menschen der germanischen Rasse. Und das gilt auch für die Zigeuner und Russen.”

Maria schüttelte den Kopf.

“Da täuschen Sie sich aber, Fräulein Lehrerin.”

Die Lehrerin runzelte die Stirn.

“So hast du also schon vergessen, was ich euch in der Schule gelehrt habe? Gerade von dir hätte ich mir eigentlich etwas anderes erwartet.”

“Aber nein, ich habe nichts vergessen, ich weiß alles noch”, widersprach Maria eifrig, “aber das mit den Untermenschen, das stimmt einfach nicht. Ich habe es selbst gesehen, daß das nicht stimmt.”

“So, woran hast du das gesehen?” fragte die Lehrerin interessiert.

“An unserem Russen am Dachboden, dem Boris, der aber in Wirklichkeit Alexander heißt.”

“Einen Russen am Dachboden? Ihr habt einen Russen am Dachboden?”

“Wir hatten ihn. Jetzt ist er schon lange weg. Er ist nach Rußland zurückgekehrt. Ich habe sogar einen Brief von ihm bekommen. Mutter mußte ihn verstecken, sonst hätten sie ihn umgebracht. Er war nämlich ein geflüchteter Kriegsgefangener.”

“Ja, wann war denn das?”

“Das war im letzten Winter.”

“Aber da habe ich ja noch bei euch im Schulhaus unterrichtet.”

“Deshalb mußten wir ja so vorsichtig sein. Und ich mußte immer aufpassen, daß ich Ihnen nicht womöglich unabsichtlich etwas sage.”

“So warst du also eingeweiht?”

“Ja, ich habe ihn nämlich entdeckt. Als Spitz strawanzen war, suchte ich ihn am Dachboden. Und da habe ich den Kriegsgefangenen gesehen. Er war verwundet. Zuerst habe ich große Angst gehabt. Eben weil ich geglaubt habe, daß geflüchtete Kriegsgefangene Verbrecher sind. Und auch, weil ich damals noch nicht wußte, daß Russen auch Menschen sind, so wie wir. Aber dann habe ich ihn kennengelernt.

Zum Schluß habe ich ihn direkt gern gehabt. Da habe ich gemerkt, daß er kein Untermensch ist. Seitdem glaube ich auch nicht mehr, daß Neger oder Juden Untermenschen sind. Es gibt keine Untermenschen."

"Ihr hattet also einen Kriegsgefangenen am Dachboden versteckt? Wußtet ihr, deine Mutter, Großmutter und du, daß dies eine verbrecherische Tat gegenüber dem Volk war?"

"Wir mußten es tun. Wenn sie ihn gefunden hätten, wäre er verurteilt worden."

"Und deine Mutter und Großmutter auch."

"Großmutter hat zuerst gar nichts von ihm gewußt. Erst als er Fieber bekommen hat, mußten wir ihn in Großmutter's Kammer unterbringen."

"Und du hast mir nie ein Wort davon verraten. Dabei habe ich immer geglaubt, daß ich in deinem Herzen lesen kann wie in einem aufgeschlagenen Buch. Maria, sag, warum hast du mich so hintergangen?"

Die Stimme der Lehrerin klang so eindringlich und traurig, daß Maria plötzlich selber ganz traurig wurde.

"Aber ich habe Sie ja gar nicht hintergangen, Fräulein Lehrerin. Ich habe Ihnen ja nichts sagen dürfen. Ich habe ja auch Onkel Hermann nichts gesagt, als er auf Heimaturlaub gekommen ist. Er hätte ihn sicher angezeigt. Und Sie, hätten Sie ihn nicht angezeigt?"

"Aber Maria, dieser Gefangene war doch ein Feind. Verstehst du nicht, unser Vaterland, unser Deutschland war im Krieg, unsere Soldaten verbluteten am Feld der Ehre, und ihr verstecktet einen Feind."

"Nein, nein. Er hat ja nichts dafür können, daß Hitler seine Heimat überfallen hat. Da hat er eben auch in den Krieg ziehen müssen."

"Ach Maria, nun sind es erst wenige Monate, daß wir uns nicht gesehen haben, und schon hast du dich auf die andere Seite geschlagen."

Die Lehrerin stand auf und nahm wieder die Harke zur Hand. Maria tat es schon leid, daß sie das Speckbrot gegessen hatte. Vielleicht hätte das Fräulein Lehrerin es ihr gar nicht angeboten, wenn ihr die Sache mit Boris vorher bekannt gewesen wäre.

"Fräulein Lehrerin, sind Sie jetzt böse auf mich?" fragte Maria leise.

"Ach nein, ich bin nur traurig. Alle sind dem Führer untreu geworden."

“Fräulein Lehrerin, möchten Sie uns nicht einmal besuchen kommen? Der Spitz kennt Sie bestimmt noch. Und Kitty auch, die hat sich ja immer so gerne von Ihnen streicheln lassen.”

“Am Sonntag geht es nicht, das ist der einzige Tag, an dem ich Vater besuchen darf.”

“Und am Samstag nachmittag? Da habe ich nur bis 12 Uhr mittags Schule, und dann könnten wir den Weg zusammengehen. Mutter täte sich bestimmt sehr freuen. Und Großmutter auch. Sie sind oft so traurig, weil sie keine Nachricht haben von Onkel Hermann und Vater.”

“Glaubst du wirklich, daß sie sich freuen würden?”

“Ganz bestimmt, Fräulein Lehrerin, sie freuen sich immer, wenn sie jemand besucht.”

“Also gut, dann werde ich einmal kommen, einverstanden?”

“Ja, einverstanden. Und danke für das Speckbrot, es hat mir sehr gut geschmeckt.”

“Komm gut heim und grüß mir Mutter und Großmutter.”

## XII

Frau Kramer starrte auf den zehn mal zehn Zentimeter großen Baumwollfleck. Er wirkte nicht mehr ganz weiß, was kein Wunder war nach dem heftigen Arbeitsaufwand, dem Maria ihn unterzogen hatte. Da klebte mehr als ein bitterer Schweißtropfen daran. Mit spitzen Fingern hob Frau Kramer den Lappen hoch.

“Und das soll tatsächlich ein Knopfloch sein?”

Zur vernichtenden Begutachtung zeigte sie den Lappen der Klasse. Fünfundzwanzig Augenpaare glotzten ausdruckslos das Gebilde an. Der Klasse war der Übungsfleck der Mitschülerin ziemlich gleichgültig. Im Gegensatz zu Frau Kramer.

“Nein, so geht das nicht weiter! Unmöglich! Wir haben heute die dritte Handarbeitsstunde dieses Schuljahres. Und noch immer kein Fortschritt. Ich sehe schon, dir gehen die grundlegendsten Fertigkeiten der Nähkunst ab. Was habt ihr denn in der Volksschule in Handarbeiten gelernt?”

“Häkeln und stricken”, antwortete Maria kleinlaut.

“Und nähen habt ihr nicht gelernt?”

“Doch”, sagte Maria, “nähen haben wir auch gelernt.”

Aber sie sagte natürlich nicht, daß schon Fräulein Hauser große Mühe mit ihr gehabt und behauptet hatte, sie habe zwei linke Hände. Das war der Grund, warum Mutter oft die Handarbeitsaufgabe gemacht hatte, immer in der Hoffnung, Maria würde der Knopf für Ketten-, Rück- oder Kreuzstich später schon aufgehen.

“Also”, sagte Frau Kramer mit großer Bestimmtheit, “ich werde dich von nun an jeden Dienstag nach dem Handarbeitsunterricht eine halbe Stunde dabehalten, um dir die wichtigsten Dinge beizubringen. Gleich heute fangen wir damit an.”

Maria warf einen kurzen Blick in Richtung Fenster. Es stand offen, ab und zu ließ ein Windstoß die beiden Flügel erzittern. Der Himmel hatte sich mit Wolken überzogen. Leider waren es keine hellen, freundlichen Schäfchen- oder schönen, fächerartigen Föhnwolken, sondern ausgesprochen dunkelgraue, fast schwarze Gebilde, die sehr nach Gewitter aussahen.

“Ich muß aber noch auf den Astenberg hinaufgehen”, gab sie zu bedenken.

“Ach, ein halbes Stündchen, darauf wird es schon nicht ankomm-

men. Gehst halt schneller als gewöhnlich", sagte Frau Kramer gleichmütig.

Die hat leicht reden, dachte Maria, wohnt gleich um die Ecke, höchstens zwei Minuten vom Schulhaus entfernt. Sie hatte schon den ganzen Tag ein schlechtes Gefühl, wenn sie an den Heimweg dachte. Dienstag und Donnerstag waren die einzigen Tage, an denen sie nachmittags Schule hatte und also erst in der Dämmerung heimkam. Nicht, daß sie geradezu Angst hatte vor dem Heimweg durch den Wald. Sie war ja schon bald elf Jahre alt. Was sollten da die anderen Kinder vom Astenberg tun, die schon im Morgengrauen zur Schule gehen mußten und auch an einigen Abenden in der Woche erst beim Dunkelwerden heimkehrten. Gut, die meisten konnten streckenweise gemeinsam gehen. Aber es waren nur wenige Kinder, die ein gutes Stück Weg zu den einschichtigen Höfen allein machen mußten.

"Kann ich mir das Knopflochnähen nicht von Großmutter zeigen lassen?"

Frau Kramer schüttelte den Kopf. "Nein, nein, das muß ich schon selbst in die Hand nehmen."

Bei Schlechtwetter wird es im Wald sehr schnell dunkel. Vor allen Dingen fürchtete Maria sich vor dem Gewitter. Das hatte sie von Mutter. Auch Mutter hatte Angst vor Blitz und Donner. Sobald ein Gewitter im Anzug war, verschloß sie sämtliche Türen und holte die geweihte Kerze aus dem Schlafzimmerschrank. Als Vater noch zu Hause gewesen war, hatte sie sich ganz nahe zu ihm gesetzt. Er mußte die Arme um ihre Schultern legen. Die Kinder nahmen sie auf den Schoß. Am Tisch flackerte die Wetterkerze. Bei jedem Donnerschlag zuckte Mutter zusammen. Großmutter saß demonstrativ ein wenig abseits, klapperte mit den Stricknadeln und murrte über ihre furchtsame Tochter: "Wenn man den Blitz sieht, braucht man sich nicht zu ängstigen, denn der hat schon woanders eingeschlagen. Und der Donner ist sowieso völlig ungefährlich."

Als die Handarbeitsstunden vorbei waren, entließ Frau Kramer die Klasse. Ein Weilchen hörte man die Kinder noch lärmern, dann war Ruhe. Die Lehrerin zog ein neues, blendendweißes Stückchen Stoff aus ihrem Handarbeitskoffer und maß sorgfältig die passende Größe ab. Dann ergriff sie die Knopflochscherer und schnitt mit sicherer Hand drei lange Knopflöcher in den Fleck.

"So, und nun lernen wir die Sache nochmals ganz von Anfang, Schritt für Schritt", sagte sie.

Jeder Stich, mit dem Maria das Knopfloch säumte, wurde von Frau Kramer begutachtet. Geriet ihr einer zu groß oder zu mickrig, mußte sie ihn prompt wieder auftrennen. Aber nach vierzig Minuten war Marias erstes selbstgenähtes Knopfloch fix und fertig.

“Na siehst du, wenn man will, dann geht alles. Und nun kannst du heimgehen. Ich will auch Feierabend machen. Die zwei anderen Knopflöcher nähst du als Hausaufgabe. Aber selbst, verstanden?”

Maria stopfte das Nähzeug in die Schultasche und schaute, daß sie weiterkam. In der Schulgarderobe hingen nur noch ihre Mütze und die Jacke. Die Schuldienlerin war gerade dabei, mit einer langen Stielbürste den Gang zu waschen. Maria paßte auf, daß sie mit ihren hellen Lodenpatschen nicht in die schmutzigen Wasserlachen stieg.

“Mach schnell”, rief die Schulwartefrau, “mach schnell, ich habe schon den ersten Donner gehört. Ein Gewitter im Herbst kann oft schlimmer sein als im Hochsommer. Also schau, daß du heimkommst!”

Das erste Stück des Weges führte am Ziller entlang. Maria ging so rasch als möglich. Es waren nicht mehr viele Leute auf der Straße. Im Garten vor dem Haus des Sprengelarztes nahm Burgl die Wäsche ab. Sie hatte einen Beutel umgebunden, in den sie die Wäscheklammern steckte.

“Burgl, Burgl”, rief Maria schon von weitem, “gehen wir zusammen heim? Wenn du nicht zu lange brauchst, warte ich auf dich.”

Aber Burgl schüttelte den Kopf. “Ich muß heute ausnahmsweise dableiben. Die Frau Doktor erwartet Gäste zum Essen. Der Herr Doktor hat nämlich Geburtstag. Ich muß beim Kochen helfen. Und dann werde ich servieren.”

Aus Burgls Stimme klang Stolz. Sie freute sich anscheinend auf den Festabend. Warum mußte der Doktor ausgerechnet heute Geburtstag haben, an einem Gewitterabend! Aber so war es nun einmal, da half nichts. Maria trabte weiter. Für eiliges Vorwärtskommen hatte sie sich eine eigene Technik zugelegt. Dreißig Schritte laufen, fünfundzwanzig Schritte gehen, abwechselnd. Aber das schaffte sie nur in der Ebene. Bergauf hielt sie das nicht durch. Die Straße führte weiter in das Tal hinein, doch Maria mußte links über den Bach. Normalerweise blieb sie immer ein bißchen auf der Brücke stehen und beobachtete das wilde Gischten und Schäumen des Wassers. Wenn man lange genug gegen die Strömung sah, bekam man mit einem Mal das Gefühl, auf einem Boot flußaufwärts zu fahren.

Heute hatte Maria keine Lust für solche Spielchen. Sie lief über den Steg, und bald nachher tauchte der Weg in den Wald ein. Hier dämmerte es bereits. Nun war auch der Wind stärker geworden, er beutelte die hohen Wipfel der Fichten und fuhr in heftigen Stößen nieder, um auch die Büsche längs des Weges ordentlich zu zausen. Die Vögel waren verstummt. Maria wünschte sich sehr, daß sie bereits zu Hause wäre. Vielleicht, falls es tatsächlich ein Gewitter gäbe, würde Mutter ihr ein Stückchen entgegenkommen. Bis zum Gruberhof vielleicht. Aber wenn sie erst einmal beim Gruberhof war, hatte sie das Ärgste sowieso schon hinter sich gebracht. Dort führte der Weg aus dem Wald heraus und durch Wiesen und Felder. Da konnte man die Gegend überblicken, und sie war auch nicht mehr so einsam, denn zwischen dem Gruberhof und dem Schulhaus lag noch das Anwesen der Blaser.

Am Marterl für einen Knecht, der mit achtzehn Jahren beim Holzfällen von einem Baum erschlagen worden war, machte der Weg eine Schleife nach links. Das Marterl beschrieb in kräftigen Farben den Augenblick des Unfalls. Darunter stand der Name des Armen. Der Weg stieg in ausholenden Serpentinaen langsam an, doch rechts von der Gedenktafel führte ein schmaler Steig direkt durch den Wald empor. Für gewöhnlich nahm Maria den richtigen Weg. Die Abkürzung war teilweise recht verwachsen, weil sie selten begangen wurde. Außerdem traf man hier nie jemanden, während man auf dem Weg immer wieder einmal einem bekannten Menschen begegnete. Was seine Vorteile hatte. Man blieb stehen, tauschte Bemerkungen übers Wetter oder die Wegverhältnisse aus und gab Neuigkeiten zum Besten. Und gleich fühlte man sich nicht mehr so allein im Wald.

Heute aber entschloß sich Maria kurzerhand, die Abkürzung zu benutzen. An einem Sonntag hatten Vater und sie einmal etwas ausprobiert. Er hatte den Steig gewählt, sie war die Serpentinaen ausgegangen. Der Steig ersparte einem fast volle zehn Minuten. Also nichts wie los! Während der ersten fünfzig Meter schimmerte noch das helle Band des Weges zwischen den Büschen durch, dann liefen die zwei Wege auseinander, und Maria war auf die schmale Spur vor sich angewiesen. Sie mußte gut aufpassen, daß sie auf dem richtigen Weglein blieb, denn immer wieder zweigten links und rechts Steiglein ab, Trittspuren von Beerensammlern, von Schwammerlsuchern und kleine Trampelpfade von Rehen und anderen Waldtieren. Weit unter ihr in der Schlucht rauschte die Gerlos herauf. Manchmal stärker manchmal

schwächer, gerade wie der Weg sich schlängelte und der Wald das Tosen des Wassers durchließ.

Viel war nicht zu sehen zwischen den hohen Bäumen. Gerade als Maria die Brombeerstauden voller herrlicher, reifer Früchte entdeckte, zuckte ein Blitz über den Himmel, und gleich darauf erschütterte ein mächtiger Donnerschlag die Luft. Maria verzichtete auf die Brombeeren und schaute lieber, daß sie weiterkam. Blitz folgte auf Blitz und Donner auf Donner. Ein Gewitter im Oktober! Plötzlich fiel Regen ein. Zuerst tröpfelte es noch recht bescheiden, bald aber prasselte eine wahre Sturzflut auf den Wald nieder. Das auch noch! Obwohl Großmutter immer behauptete, sobald es regnete, sei die Kraft des Gewitters gebrochen, wäre es Maria lieber gewesen, der Regen hätte noch eine halbe Stunde gewartet. Dann wäre sie schon zu Hause gewesen und hätte, geborgen und geschützt in der warmen Küche, den Regen von drinnen beobachten können. Das tat sie nämlich sehr gerne: zuschauen, wie Ströme von Wasser über die Fensterscheiben rinnen, und hören, wie der Wind die Zweige des alten Ahornbaumes zaust, selbst aber gemütlich am Tisch sitzen und heißen Tee schlürfen. Sie suchte einen halbwegs geschützten Platz unter einem Baum und öffnete ihre Schultasche, wobei sie sehr aufpaßte, daß die Hefte nicht naß wurden. Es war sehr schwierig, Hefte zu kaufen, man bekam sie nur gegen Bezugscheine, und wenn man seinen Teil hatte, mußte man damit sein Auslangen finden. Natürlich lag die Pelerine zuunterst. Sie zerrte sie heraus und machte die Schultasche wieder zu. So, schnell die Schultasche umgehängt und die Regenhaut übergezogen. Nun war sie geschützt, und der Regen konnte auf Kopf und Schultern trommeln, sie blieb trocken.

Sie stolperte weiter. Ihrem Gefühl nach mußte sie eigentlich schon an der Stelle sein, wo die Abkürzung in den normalen Weg mündete. Aber der war nicht zu sehen. Sie fing an, die Schritte zu zählen. Hundert Schritte, nochmals hundert Schritte. Nichts. Es war nur der Regen und die Dämmerung, die ihr den Wald so fremd erscheinen ließen. Oder hatte sie den richtigen Steig verloren? Sie fing an, schneller zu gehen. Der Pfad wandte sich ein wenig nach rechts. Linker Hand erschien eine Lichtung, die mit hohem vielzackigem Farnkraut bewachsen war. Sie konnte sich nicht erinnern, jemals diese Lichtung gesehen zu haben. Hatte sie sich verirrt?

Für einen Augenblick blieb sie stehen. Das Wichtigste in solchen Situationen war, sich zu orientieren. Also am Marterl für den Holzknecht war sie vom Weg abgewichen und hatte die Abkürzung ge-

nommen. Zuerst geradewegs den Hang hinauf. Bei den Brombeerstauden hatte sie die ersten Blitze gesehen, gleich darauf war sie stehengeblieben, um die Pelerine auszupacken. Richtig, bei den Brombeerstauden mußte man dem Steig nach links folgen, sie aber hatte den rechten Weg gewählt. Dort also war sie in die Irre gegangen. Das hieß aber, wenn sie jetzt versuchte, nach links zu gehen, würde sie irgendwann wieder auf den richtigen Steig stoßen und von da auf den Weg. Zu blöd, daß es nun inzwischen noch dunkler geworden war, so daß man nicht mehr viel sehen konnte. Sie mußte unbedingt versuchen, den richtigen Weg zu erreichen, bevor es völlig Nacht war.

Nun fielen ihr auch die Ermahnungen der Mutter wieder ein: Bleib immer auf den Weg, geh nicht in den Wald hinein, komm schnurstracks heim, sonst verirrst du dich, denk daran, wie es Rotkäppchen ergangen ist. Zum Glück gibt es keine Wölfe in den Wäldern hier, dachte Maria, und eine rote Mütze trage ich auch nicht, sondern nur die graue Kapuze und die Pelerine.

Schnell, wie es gekommen war, hatte sich das Gewitter wieder verzogen. Auch der Regen ließ ein wenig nach. Das war gut so, denn in ihren Schuhen patschte schon das Wasser, und die Zehen waren vor Kälte kaum mehr zu spüren. Der richtige Weg mußte sich also links von ihr befinden. Da es unmöglich war, den kürzesten Weg quer durch die Farne zu nehmen, entschloß sie sich, die Lichtung zu umgehen und sich nachher links zu halten. Ziemlich mühsam stolperte sie über glitschige Steine und Wurzelstöcke vorwärts. Am Abend war sie eigentlich noch nie im Wald gewesen. Welch seltsame und geheimnisvolle Geräusche es da gab! Ab und zu raschelte es im dünnen Laub. Das waren die Amseln, die hier nach Würmern und kleinen Käfern suchten. Auch das Ächzen eines morschen Baumstammes und das ferne Hämmern eines Spechtes konnte sie erkennen. Es hatte bestimmte Vorteile, einen Lehrer zum Vater zu haben. Man lernte viele Dinge einfach während eines Spazierganges oder beim Brennholzsuchen. Vater konnte auch die Stimmen der Vögel nachmachen. Er piff und trillerte, und die Vögel antworteten ihm. Wäre er hier, bräuchte sie keine Angst zu haben. Er hatte sogar einen Kompaß, mit dessen Hilfe konnte er die kompliziertesten Routen finden.

Nun war der Krieg schon seit fünf Monaten aus, aber von Vater war noch immer keine Nachricht gekommen. Jeden Abend, bevor sie schlafen ging, betete sie mit der Großmutter um die gesunde Rückkehr

aller Kriegsgefangenen, insbesondere um die von Vater und Onkel Hermann, aber bis jetzt hatte es nichts genützt.

Während Maria so in Gedanken versunken dahinstolperte, wäre sie beinahe auf einen Steinpilz getreten. Er stand inmitten dichter Schwarzbeerstauden. Ein herrlicher Pilz mit glänzendbraunem Hut und festem Fleisch.

Vorsichtig, wie Vater es ihr gezeigt hatte, drehte sie den Stiel heraus, um das Myzel nicht zu beschädigen. Das war wichtig, damit auch im nächsten Jahr wieder Pilze wachsen konnten. In den grünlichen, hellen Röhren hatten sich zwei Schnecken niedergelassen, die Maria entfernte und ins Gras setzte. Mutter würde Augen machen, wenn sie sah, daß sie einen so schönen Steinpilz heimbrachte. Gedünsteter Steinpilz mit Polenta ergab ein herrliches Abendessen für die ganze Familie. Mutter klagte in letzter Zeit immer öfter über die Schwierigkeit, genügend Lebensmittel aufzutreiben. Maria nestelte die Schultasche unter der Pelerine hervor und bettete den Pilz hinein. Er war so groß, daß sie den Hut abbrechen mußte.

Gerade, als sie sich die Schultasche wieder umhängen wollte, schien es ihr, als ob sie eine menschliche Stimme hörte. Ihr Herz tat einen Freudensprung. Wenn Menschen in der Nähe waren, würde der Weg nicht mehr weit sein. Außerdem konnte sie um Auskunft bitten. Sie war gerettet. Schon wollte sie rufen, besann sich aber im letzten Augenblick noch. Erst einmal schauen, wer ihr da begegnete. Mensch ist nicht gleich Mensch. So schlich sie leise wie ein Indianer in die Richtung der Stimmen. Aber während Indianerfrauen weiche, biegsame Mokassins tragen, hatte sie patschnasse Schuhe mit starren Sohlen an. Jedes Knacken eines Ästchens, das unter ihren Tritten zerbrach, dröhnte ihr überlaut in den Ohren. Zum Glück war der Wald hier dicht verwachsen. Es kam darauf an, leise zwischen den jungen Fichtenbäumchen durchzuschlüpfen und dabei möglichst weit voraus zu spähen, um die Leute zu sehen, bevor man selbst gesehen wurde. Daß ihr Gesicht dabei mit tausend kalten Tropfen übersprüht wurde und die spitzen Fichtennadeln ihr die Hände zerkratzten, mußte sie eben in Kauf nehmen.

Und nun entdeckte sie endlich die Wanderer. Es waren zwei Männer und eine Frau. Sie hockten unter den Überresten einer Holzhütte. Vielleicht gehörten diese paar krummen Stämme auch zu einem Unterstand, wie ihn die Bauern errichteten, um bei den tagelangen Waldarbeiten ein trockenes, windgeschütztes Plätzchen zum Essen und

Ausrasten zu haben. Später, wenn der Unterstand nicht mehr gebraucht wurde, ließ man ihn einfach verfallen. Auch von diesem war nicht mehr viel übrig. Einige Pflöcke in den Boden gerammt, darüber längliche Holzrinde zur Abdeckung notdürftig genagelt, aber schon in Gefahr, sich zu lösen und herunterzusegeln.

Die drei hatten sich offensichtlich vor dem Gewitterregen daruntergeflüchtet. Auch ihre Rucksäcke, die ziemlich gewichtig ausschauten, hatten sie regensicher abgestellt. Bekleidet waren sie mit hohen Schuhen und Gummimänteln. Die Frau hatte ihre Kapuze zurückgeschlagen. Sie war jung und hatte schöngewelltes Haar. Die Männer trugen Lodenhüte mit breiten Krempe, so daß ihre Gesichter nur undeutlich zu sehen waren. Maria hatte sich ihnen von der Seite genähert. Sie war noch zirka dreißig Schritt von ihnen entfernt. Alle drei rauchten. Sie schauten durchaus nicht furchterregend aus. Maria richtete sich auf und wollte schon ihr Versteck verlassen, um sie nach dem richtigen Weg zu fragen. Aber warum die drei wohl so weit vom Weg abgekommen waren? Was taten sie eigentlich hier mitten im Wald? Wieder beschlich sie das ungute Gefühl, das sie schon seit heute morgen verfolgte. Daß diese drei weder Förster noch Holzarbeiter waren, stand außer Zweifel. Also vielleicht Schwammerlsucher? Nein, die liefen nicht mit schweren Rucksäcken durch die Gegend, sondern mit Beuteln oder geflochtenen Körbchen.

Während sie noch zögerte, fühlte sie ein Kitzeln in der Nase. Das auch noch. Ein Schnupfen im Anzug. Kein Wunder allerdings bei dieser Nässe. Die Zehen waren sowieso nur mehr die reinsten Eiszapfen. Sie versuchte, das Taschentuch aus dem Schürzensack zu ziehen, was schwierig war, weil die Pelerine sie behinderte. Für einen Augenblick verlor sie das Gleichgewicht und trat dabei auf einen losen Stein. Dieser kippte um, rutschte gegen einen zweiten, was zwar kein Gepolter, aber doch einen deutlich vernehmbaren Schlag verursachte.

Instinktiv kauerte sich Maria so klein als möglich zusammen und verhartete regungslos. Einer der Männer mußte das Geräusch gehört haben. Mit einem Satz sprang er auf die Beine.

“Was war denn das? Habt ihr das gehört? Jemand ist hier in der Nähe. Wir werden beobachtet!”

“Also, deine Nerven sind auch nicht mehr die stärksten. Ein Igel oder eine Maus - und du machst in die Hosen.”

Aber da hatte der Mann schon eine Pistole gezogen und fuchtelte damit herum. “Das war kein Igel und keine Maus.”

“Setz dich hin”, sagte der zweite Mann, “setz dich hin und mach keinen Blödsinn. Wer sollte hier sein, am Abend und in dieser unwegsamen Gegend.”

Der Mann murrte noch ein bißchen, dann sagte er: “Jetzt ist es dunkel genug, und der Regen hat auch nachgelassen. Gehen wir weiter.”

Da stand die Frau auf und schaute prüfend in den Himmel. “Nein, ich glaube, ein paar Minuten sollten wir noch warten. Hier ist es dunkel, aber auf den freien Feldern kommt die Nacht später.”

Maria war erschrocken, was hatte das Ganze zu bedeuten? Die drei Leute hier, die das Licht scheuten, und der Mann, der eine Pistole besaß? Es war verboten, Waffen zu besitzen. Die Militärbehörden hatten, gleich nachdem sie einmarschiert waren, viele Verordnungen erlassen. Eine davon galt dem Waffenbesitz. Plötzlich fielen ihr wieder all die Geschichten ein, die man sich bergauf und bergab erzählte. Erst vorige Woche waren in Zell wieder zwei Männer verhaftet worden. In der Gegend wimmelte es von Schwarzhändlern. Die Zeitung schrieb, daß es organisierte Schwarzhändler gab, die illegal über die Grenze nach Italien gingen und nicht nur Lebensmittel, sondern auch Zigaretten und Alkohol schmuggelten und dabei viel Geld machten.

Ich werde jedenfalls so rasch als möglich und so leise als möglich von hier verschwinden, dachte Maria. Lieber suche ich den Weg noch stundenlang allein, als daß ich mit diesen Leuten etwas zu tun kriege. Dabei klopfte ihr das Herz so laut, daß sie schon Angst hatte, die drei würden es hören.

Vorsichtig, um nur ja kein Geräusch mehr zu machen, drehte Maria sich um und schlich, einen Schritt nach dem anderen, in Richtung Gerlosbach zurück. Im Grunde war die blöde Kramer mit ihren Knopflöchern schuld. Wie konnte man ein Kind nur wegen Knopflöchern in eine so mißliche Lage bringen. So dachte Maria, während sie sich durch das Gestrüpp arbeitete. Aber im Grunde ihres Herzens wußte sie natürlich, daß Frau Kramer es gut mit ihr gemeint hatte. Sie konnte wirklich nicht wissen, daß Maria eine Abkürzung nehmen und dabei diesen sonderbaren Leuten begegnen würde.

Maria war schon an die fünfzig Meter von der Gruppe entfernt, als sie plötzlich unerwartet laut niesen mußte. “Hatschi!” Und noch einmal: “Hatschi!” Nun ging das Getümmel an.

“Also doch, also doch”, hörte Maria schreien, “seit wann niesen denn Igel oder Mäuse?”

Und schon trampelten Schritte, knackten Zweige, polterten Steine. Maria rannte los. Sie war nicht schlecht im Laufen. Aber es machte einen Unterschied, über einen glatten Weg zu springen oder über Wurzelwerk und Gestrüpp. Ein schwerer Ast schlug ihr gegen das Schienbein. Vor Schmerz schrie sie auf. Das war unklug. Der Mann, der zuerst die Pistole gezogen hatte, stürmte durch das Dickicht. Sie konnte nicht erkennen, ob er sie sah oder nur auf gut Glück ihre Richtung gewählt hatte. Sie schlug einen Haken, noch einen. In die Farne, dachte sie, in die Farne. Die waren hoch gewachsen, höher als sie, so hoch wie ein erwachsener Mensch. Hier konnte man untertauchen. Bei dieser Dunkelheit würde sie sich so gut verstecken können, daß sie wie unsichtbar wäre. Außer, die hatten Taschenlampen mit! Die hatten bestimmt Taschenlampen mit! Ihr war, als ob sie das Keuchen des Verfolgers schon im Nacken spürte. Am besten konnte sie etwas vorgebeugt laufen. Und bergab. Da stolperte sie und fiel zu Boden. Hier war der Wald sehr abschüssig. Sie versuchte, sich festzuhalten. An einer Wurzel, an einem Ast. Ihr Kopf knallte gegen einen Baum. Die Pelerine verklemmte sich irgendwie zwischen den Steinen, gab einen scharfen, zischenden Laut von sich und riß mittendurch. Der eine Teil steckte oben zwischen den Steinen, den anderen hatte Maria noch um die Schultern gewickelt. Doch ihr Sturz war gebremst, nun gelang es ihr, sich an einem tiefhängenden Zweig festzuhalten. Wo war der Verfolger? Sie lauschte den Hang hinauf. Nichts war zu hören, nur das Getöse der Gerlos.

In ihrem Kopf dröhnte es wie in einem Hornissenschwarm. Wenn sie die Augen schloß, tanzten tausend Sterne hinter den Lidern. Doch nach ein paar Minuten ließ das Pochen in ihrem Schädel nach. Da fing sie an zu weinen, denn nun hatte sie Angst. Würden die Verfolger sie aufspüren? Würde sie den richtigen Weg finden? Der Hang hier war sehr steil und unwegsam, und unter ihr rauschte der Bach. Doch dann fiel ihr ein, daß Mutter sich bestimmt schon Sorgen machte, weil sie noch nicht heimgekommen war. Zuerst würde sie ungehalten sein und zornig. Sie würde Großmutter vorhalten, daß sie ihre Enkelkinder verwöhnte und diese deshalb immer unfolgsamer würden. Aber dann, wenn mehr Zeit vergangen und die Dunkelheit gekommen war, würde sie bestimmt nicht in der Küche bleiben, sondern ihr auf dem Weg entgegengehen. Vielleicht würde sie sogar den Schuldirektor in Zell aufsuchen und nach Maria fragen. Und dann mobilisierten sie einen Suchtrupp, und der würde den Wald durchkämmen.

Ob sie rufen sollte? Aber das getraute sie sich doch nicht, aus Angst, die drei sonderbaren Leute mit ihren Rucksäcken würden sie hören. Nein, besser war, wieder aus dieser Schlucht herauszuklettern und doch zu probieren, in die Nähe des Weges oder zumindest der Abzweigung zu kommen. Zuerst mußte sie sich von der zerrissenen Pelerine befreien. Daß die bei dem Sturz kaputtgegangen war, würde Mutter ihr nie verzeihen. Es war die einzige Pelerine in der Familie. Großmutter nahm sie, wenn sie bei Regen zur Nachbarin gehen wollte, und Mutter, um bei Schlechtwetter trocken in die Kirche zu kommen. Am meisten gebrauchte Maria sie selbst, weil sie jeden Tag zur Schule nach Zell gehen mußte. Und nun war sie in zwei Teile zerfetzt. Das Schlimmste war, daß sie so gut wie unersetzlich war, denn ob und wann eine Pelerine auf einem Bezugschein stehen würde, das konnte niemand sagen. War nur zu hoffen, daß bei Mutter die Freude des Wiederfindens allen Kummer um die Pelerine überlagerte.

Langsam und vorsichtig, um nicht noch einmal zu stürzen, kletterte Maria den Hang hinauf, den sie vorher heruntergekollert war. Sie hielt sich dabei aber stark nach links, weil sie dort den richtigen Weg vermutete. Inzwischen hatte der Regen ganz aufgehört, nur von den Bäumen und Büschen tropfte es immer noch. Wenn die drei vom Unterstand sie nur nicht aufspürten! Wenn der Mond hinter den Wolken hervorkäme! Wenn Mutter sie suchen würde! So hoffte Maria und stapfte dabei bergauf. Einmal mußte sie ein undurchdringliches Dickicht, dann wieder einen abschüssigen Schrofen umgehen. Sie wußte nicht mehr, wie lange sie eigentlich schon durch den Wald irrte, als sie auf einmal zwischen den Bäumen ein Licht blitzen sah. War das ein Haus, in dem ein Zimmer beleuchtet war? Seit Kriegsende war es zum Glück vorbei mit der Verdunkelung, und die Fenster der Häuser sandten wieder ihre Lichter wie glitzernde Sternchen durch die Nacht. Sie versuchte, schneller zu gehen, aber auf einmal war das Lichtlein wieder verschwunden. Maria hielt trotzdem die Richtung ein, und plötzlich hörte sie eine Stimme. Zuerst verstand sie das Rufen nicht, aber dann hörte sie es ganz deutlich: "Maria - Maria -" Damit konnte nur sie gemeint sein. Mutter war sie also doch suchen gegangen.

"Hier! Hier!" schrie sie, so laut sie konnte. Und schon blitzte ein Licht, und gleich darauf stürzte eine große, breite Gestalt den Hang herunter. Es war die Gruberbäuerin, die eine Stallaterne in der Hand trug. "Gott sei Dank, da bist du ja, haben wir uns geängstigt, und gar deine Mutter

Maria wurde von zwei weichen Armen umfangen und gedrückt und gleich darauf wieder freigelassen. Da glitt ein heller Schatten durch die Finsternis, überschlug sich, sprang an Maria hoch, und schon spürte sie eine rauhe Zunge in ihrem Gesicht. Das war Spitz.

“Na, ein besonderer Spürhund bist du nicht gerade”, sagte die Gruberbäuerin. “Wir hatten uns gedacht, wenn wir ihn mitnehmen, wird er uns auf deine Spur bringen. Dann hätten wir dich schneller gefunden. Aber der ist kreuz und quer herumgerannt und hat sich nur für Hundefährten interessiert.”

“Aber jetzt freut er sich schon”, sagte Maria.

“Ja, jetzt schon”, meinte auch die Gruberbäuerin. Dann steckte sie zwei Finger in den Mund und stieß einen grellen Pfiff aus. Maria hatte gar nicht gewußt, daß die Gruberbäuerin so laut pfeifen konnte.

“Du kannst aber gut pfeifen, Gruberbäuerin”, sagte Maria.

“Gelernt ist gelernt”, sagte die und pfiff gleich noch einmal.

“Das ist unser Zeichen”, erklärte sie, “wer dich zuerst findet, pfeift und gibt so den anderen Bescheid.”

Und wirklich dauerte es nicht lange, bis noch ein Licht zwischen den Bäumen durchschimmerte und dann noch eins, und bald trafen Mutter und der Großvater vom Gruberhof ein. Auch Mutter umarmte Maria zuerst, dann schob sie sie ein bißchen von sich weg, um sie genauer anzusehen.

“Passiert ist dir nichts?” fragte sie.

Am besten sage ich ihr jetzt gleich, daß die Pelerine dahin ist, dachte Maria, dann habe ich es hinter mir, und weil die Gruberbäuerin da ist, wird sie vielleicht nicht gar so arg schimpfen.

“Mir nicht, aber die Pelerine ist zerrissen, wie ich vor dem Mann mit dem Revolver davon bin.”

“Um Gottes willen”, riefen die Mutter und die Gruberbäuerin gleichzeitig, “ein Mann mit einem Revolver?”

“Sie ist ja auch ganz weiß im Gesicht”, sagte der Großvater.

“Das ist, weil ich so kalte Zehen habe.”

“Also schauen wir, daß wir so schnell als möglich heimkommen, damit du dich aufwärmen kannst und die Großmutter von der Angst erlöst wird.”

Zu Hause wurde Maria mit einem heißen Ziegelstein, der von einem Wollappen umwickelt war, ins Bett gesteckt. Sie schlief tief und traumlos. Spitz bewachte vom Ofen aus ihren Schlaf.

# XIII

Am nächsten Morgen durfte Maria sich richtig ausschlafen. Sie brauchte nicht zur Schule zu gehen, obwohl es ein ganz gewöhnlicher Werktag war. Aber Mutter meinte, ein Tag ohne Schulweg und Schule würde ihr gut tun. Als sie gegen neun in die Küche trat, um zu frühstücken, saß Fräulein Hauser mit dem Briefträger am Tisch. Das war eine Überraschung.

“Maria, schau, was Fräulein Hauser dir mitgebracht hat”, sagte Großmutter und deutete auf die Kredenz. Da lagen auf einem Teller sechs große, goldgelbe Waffeln.

“Die Frau Greiter hat sie mir gestern geschenkt, weil ich bis in die Nacht hinein bei einer Abrechnung gesessen bin. Ich habe mir gedacht, du hast sicher schon lange keine Süßigkeiten mehr gegessen, Maria.”

“Du mußt aber Willi und Lisa auch etwas davon geben”, sagte Mutter.

Das war wieder einmal typisch. Mutter mußte sich immer einmischen. Es war doch sowieso klar, daß sie die Sachen nicht allein aufessen würde.

Heute war die Lehrerin so hübsch angezogen wie früher, mit rotem Wollpullover und einem blau-rot karierten Schottenrock. Sie erzählte, daß sie geschäftlich unterwegs sei. Genauso wie der Briefträger.

“Ich muß von dem Köckbauern das Geld einfordern, das er dem Herrn Greiter seit Februar schuldet. Da habe ich mir gedacht, wenn ich schon hier bin, schau’ ich auch zu euch herein!”

“Was macht Ihr Vater im Lager?” fragte der Briefträger.

Die Lehrerin kräuselte unwillig die Stirn. “Er arbeitet”, sagte sie kurz.

“Was arbeitet er denn?”

“Er macht Schreibearbeiten in einem Verwaltungsbüro.”

“Aha, in einem Verwaltungsbüro. Tüchtig, tüchtig. Da braucht er sich weit weniger anzustrengen als ein alter, einarmiger Briefträger, der bei jedem Wetter über den Berg stapfen muß.”

“Jetzt übertreibst du aber, Briefträger”, sagte die Großmutter.

“Sehen Sie, Fräulein Hauser, so schlimm ist diese Entnazifizierung gar nicht. Sie sollten sich auch entnazifizieren lassen. Bei Ihrem pädagogischen Talent! Es wäre jammerschade, wenn Sie nie mehr als Lehrerin arbeiten könnten”, fuhr der Briefträger fort.

“Ich denke gar nicht daran!”

“Sie glauben wohl noch immer an Ihren Hitler, was?” rief der Briefträger, “Sie haben anscheinend noch nicht begriffen, was das für ein Schurke war, Ihr Hitler!”

“Der Hitler war nicht allein schuld am Krieg.”

“Das sag’ ich doch immer. Ohne die Herren der Großindustrie hätte er gar nichts ausgerichtet.”

“Es waren nicht nur die Großen, die ihn unterstützt haben”, sagte die Großmutter, “gerade heute habe ich in der Zeitung gelesen, daß eine Fabrik in Innsbruck den Nazis 20.000 Mark gespendet hat. Die Arbeiter haben sie mit Hungerlöhnen abgespeist, aber den Nazis haben sie das Geld hinten hineingeschoben.”

“Das ist doch logisch. Durch den Faschismus haben sie die Arbeiterbewegung wieder kleingekriegt. Da spendet man gerne.”

“Die Großen haben dem Hitler viel gegeben, die Kleinen wenig, und die ganz Kleinen, die sonst nichts gehabt haben, haben ihm ihr Leben gegeben.”

“Ja, und die Mütter haben ihm ihre Söhne geopfert, die Südtiroler ihre Heimat, und so kam Stück für Stück zusammen.”

“Wir haben nicht wegen Hitler optiert”, sagte Mutter, “wenn du das meinst, Briefträger. Außerdem habe ich nie Zeit gehabt, mich für Politik zu interessieren.”

“Dafür hat die Politik sich dann für dich interessiert und dir den Mann weggenommen und ihn in den Krieg geschickt.”

“Heute hast du wieder einmal eine recht bissige Art, mit einem umzugehen.”

“Ich sage nur die Wahrheit. Und für Sie, liebes Fräulein Hauser, wird es auch langsam Zeit, daß Sie sich mit der Wahrheit anfreunden und endlich einsehen, daß Sie jahrelang einem verbrecherischen Scharlatan nachgelaufen sind.”

Die Katze, die schon die ganze Zeit gelauert hatte, wagte nun den Sprung und landete auf den Schultern des Briefträgers. Sie liebte es, hinterrücks die Gäste anzuspringen. Eigentlich hätte der Briefträger das schon wissen müssen, aber er erschrak jedesmal aufs Neue ein bißchen. Gleichzeitig freute er sich auch. Er wußte genau, daß Kitty das als Auszeichnung betrachtete. Nur Gäste, die sie liebte, wurden von ihr angesprungen. Sie rieb ihr Köpfchen an seiner Wange, und wenig später schleckte sie schnurrend seine Glatze ab.

“Ja, ja, die Wahrheit. Jetzt ist die Zeit der Wahrheit ausgebrochen. Keiner war ein Nationalsozialist. Überall gibt es nur Opfer oder Wider-

standskämpfer. Aber ich, ich spiele da nicht mit. Da hocke ich lieber mein Lebtage lang beim Greiter in seinem Hinterzimmer und zähle Limonadenflaschen ab."

"Aber Ihr Vater, Fräulein Hauser, hat doch auch schon seinen Frieden geschlossen mit den neuen Verhältnissen. Wo er es vom Pflasterklopfer schon zum Schreiberling gebracht hat."

"Möchten Sie nicht auch eine Waffel essen, Herr Briefträger?" fragte Maria.

Er schüttelte den Kopf, so gut es ging, mit der Katze im Genick. "Nein, danke, von dem süßen Zeug krieg' ich Zahnweh."

"Dann trink doch noch eine Schale Kaffee", meinte Großmutter, "und laß endlich die Lehrerin in Ruhe. Siehst du nicht, daß sie schon ganz fertig ist?"

Fräulein Hauser spielte mit dem Glücksringerl an ihrem Finger, zog es ab, steckte es an, zog es wieder ab.

"Lassen Sie nur, Frau Singer", sagte sie, "der Briefträger war immer schon ein Gegner der Partei. Er hat nie an die besondere Sendung Deutschlands geglaubt. Das habe ich von Anfang an gesehen. Und jetzt, da die nationalsozialistische Idee verloren ist, triumphiert er und trampelt auf den Besiegten herum."

"Das ist nicht wahr", rief der Briefträger. Kitty, die mit ihren feinen Katzenohren alles dreimal so laut hörte wie die Menschen, schrak zusammen und ließ beunruhigt den Schwanz zucken. "Ich trample auf niemandem herum, aber es ärgert mich, wenn jemand wie Sie vor lauter Starrsinn sein Gehirn ausschaltet."

"Mein Gehirn funktioniert bestens", sagte die Lehrerin.

Ihre Stimme klang ein bißchen brüchig. "Ich tu mir deshalb so schwer, weil ich klar sehe, wie ich mich in Vater getäuscht habe. Lange habe ich es nicht wahrhaben wollen. Ich war mir so sicher, daß Vater an den Führer und seine Ideen glauben und seine Ideale hochhalten wird. Glauben tut er noch heute daran, aber nur nach innen. Nach außen verleugnet er alles. Nach außen redet er den neuen Machthabern nach dem Maul. Und er verlangt von mir, daß ich das Gleiche machen soll. Das tu ich aber nicht. Ich nicht. Deshalb habe ich mich mit ihm entzweit. Endgültig. Ich besuche ihn auch nicht mehr. Seit dem letzten Wochenende gehe ich auch nicht mehr heim. Ich habe mit den Eltern gebrochen. So, nun wissen Sie es. Ich habe mit meinen Eltern gebrochen, aber nicht mit meinen Idealen. Denen bin ich treu geblieben. Ich will weder nach innen noch nach außen heucheln."

Alle schwiegen. Fräulein Hauser schnaubte in ihr Taschentuch. Maria hätte gerne die Arme um die Schultern der Lehrerin gelegt, weil sie ein unglückliches Gesicht machte. Sie mußte sich alleingelassen vorkommen. Aber was fand sie denn nur daran, zu denken, daß die deutsche Rasse so großartig sei und die anderen minderwertig und deshalb von den Deutschen beherrscht oder gar ausgerottet werden sollten? Was konnte sie dennoch Gutes an dem Krieg finden, mit dem Deutschland die Welt überzogen und ihr so viel schreckliches Leid gebracht hatte?

“Maria, nimm mir die Katze von der Schulter. Ich muß weiter. Hab heute noch einen Brief für die Plaiknerin abzugeben. Da bin ich sowieso noch dreiviertel Stunden unterwegs”, bat der Briefträger.

Im Hinausgehen wandte er sich noch einmal der Lehrerin zu. “An Ihre Schuld denken Sie wohl nicht?” fragte er. “Sie haben Hitler massiv unterstützt. Also sind Sie auch schuldig an den Verbrechen der Nazis.”

“Wenn man von Schuld redet, müssen auch die Mitläufer genannt werden. Alle jene, die mit dem Regime verbandelt waren oder von ihm profitiert haben. Sie, Herr Briefträger, haben ja auch davon profitiert. Der Staat hat Sie angestellt und bezahlt.”

“Ja”, sagte die Großmutter, “du kritisierst die Lehrerin und bildest dir viel ein auf dein politisches Bewußtsein. Aber hast du irgend etwas verhindert?”

Der Briefträger machte noch einmal die Tür zu.

“Das ist ja die Tragödie”, sagte er. “Nicht einmal die Kommunisten, die den Faschismus von Anfang an organisiert bekämpft haben, haben ihn verhindern können. Die gesamte Arbeiterbewegung hat Fehler gemacht. Das hat sie geschwächt, und so war sie nicht imstande, den Faschismus aufzuhalten. Das ist ihre Schuld am Krieg.”

“Nur muß man sehen, daß es unterschiedliche Schuldanteile gibt. Ich bin nicht bei den Kommunisten oder bei den Sozis oder sonst irgendwo gewesen, wo sie Widerstand geleistet haben. Aber ich lass’ mich trotzdem nicht mit den Nazibonzen in einen Topf werfen”, erklärte Großmutter.

“Das ist schon klar. Und trotzdem tragen wir alle die Verantwortung für diesen Krieg. Und wir werden sie lange tragen. Auch unsere Kinder und Enkel werden noch daran tragen. Ich habe einmal bei einem amerikanischen Dichter etwas gelesen, das mir so eingeleuchtet hat, daß ich es auswendig gelernt habe. Soll ich es euch aufsagen?”

Er wartete keine Antwort ab, sondern zitierte aus dem Gedächtnis: "Das Vergangene ist niemals tot, es ist nicht einmal vergangen, weil die Welt, in der wir leben, in jedem Augenblick auch die Welt der Vergangenheit ist. Sie besteht aus Zeugnissen und Überresten dessen, was die Menschen im Guten wie im Schlechten getan haben ..."

Mit diesen Worten drehte er sich um und zog die Tür hinter sich zu. Mutter warf einen Blick auf die Uhr.

"Ah, schon zehn. Schnell, Maria, schalt das Radio ein. Gleich bringen sie die Namen des nächsten Heimkehrertransportes. Vielleicht ist diesmal Vater dabei."

Sie hielten sich mucksmäuschenstill und lauschten mit angehaltenem Atem der Frauenstimme, die lange, scheinbar endlose Reihen von Namen verlas. Aber weder Vater noch Onkel Hermann wurden genannt.

Für die nächste Handarbeitsstunde schrieb Mutter einen kurzen Brief. In diesem ersuchte sie die Lehrerin dringend, Maria nicht über die Zeit hinaus in der Schule zu behalten, weil der Nachhauseweg in diesen Zeiten zu gefährlich sei. Als Beweis schilderte sie in kurzen Worten Marias Erlebnisse. Der Brief schloß mit den Worten: "Wir wissen bis heute nicht, wer diese bewaffneten Leute waren, denen meine Tochter im Wald begegnet ist. Waren es Schmuggler, Flüchtlinge oder Räuber? Jedenfalls bedeuteten sie Gefahr. Es ist besser für Maria, ihr Lebttag lang keine Knopflöcher zustande zu bringen, als in der Nacht allein durch den Wald gehen zu müssen."

"Den letzten Satz hättest du dir sparen können, Anna", sagte die Großmutter, "warum mußt du immer sticheln?"

"Weil's wahr ist! Lehrerinnen, die so wenig Verständnis für ein Kind haben, sind mir schlicht unerträglich."

Maria packte den Brief in die Schultasche und übergab ihn der Lehrerin. Die las ihn durch, zog die Augenbrauen in die Höhe und legte ihn ins Klassenbuch.

"Sag deiner Mutter, daß ich von den Mädchen ordentlich genähte Knopflöcher verlange. Wenn du nach der Schule nicht mehr dableiben darfst, muß eben sie dir diese Fertigkeit beibringen, verstanden?"

Maria nickte, aber sie beschloß, daheim kein Wort mehr über die Sache zu verlieren. Jedenfalls brauchte sie nun nie mehr länger in der Schule zu bleiben.

## XIV

Es war schon Anfang November, als sich Maria an einem Mittwochnachmittag wieder auf den Heimweg machte. Sie ging mit großen, schnellen Schritten. Solange der Weg eben dahinführte, war es leicht, zügig voranzukommen. Bergauf konnte sie dann nicht mehr so rasch gehen. Beim Doktor Rohrmoser läutete sie kurz an, um zu schauen, ob Burgl mit ihr gehen könnte. Sie erfuhr, daß die Frau Doktor ganz fertig war, weil Burgl heute nicht hatte kommen können. Sie lag mit einer Erkältung im Bett. Der Acker, auf dem Fräulein Hauser Zuckerrüben geerntet hatte, war leer. Braun und nackt dehnten sich die Erdfurchen bis zu den Stoppeln der Nachbarfelder. Dort war im Sommer Kukuruz gewachsen. Die Feldarbeit war beendet, so würde Fräulein Hauser nun wohl den ganzen Tag im Büro des Herrn Greiter sitzen und Rechnungen und Aufträge schreiben.

Die Bergspitzen waren bis zur Waldgrenze herunter schon weiß. Bald würde der Herbstregen auch in den tieferen Regionen in Schnee übergehen. Dann war die Zeit gekommen, in der die Kinder ihre Rodeln aus Schuppen und Kellern holten und mit Gejohle und Geschrei zu Tal flitzten. Darauf freute sich Maria schon seit langem. Es war knapp nach der Gerlosbrücke, als jemand hinter ihr sie beim Namen rief. Sie drehte sich um. Ein Mann kam mit raschen Schritten auf sie zu.

“Maria!” rief er. “Maria, kennst du mich nicht mehr?”

Enttäuschung klang in der Stimme und Verwunderung. Sie starrte den Menschen an. Er trug einen alten, zerrissenen Militärmantel. Darunter schauten zerfetzte Hosenbeine hervor. Schwarzgraue Bartstoppeln überwucherten Wangen und Kinn. Eine zerbeulte Schirmmütze von undefinierbarer Farbe verdeckte sein Haar. Er trug eine Brille, die - wie könnte es anders sein - mit einer dicken Schicht Heftpflaster gepickt war. Großmutter und der Schuldirektor von Zell schienen die einzigen Leute zu sein, die heile Augengläser besaßen. Er nahm die Mütze ab und strich sich die Haare aus der Stirne. Da erkannte sie ihn.

“Vater”, schrie sie, “Vater, also bist du doch noch heimgekommen.”

“Ja, ich bin heimgekommen.”

Er faßte sie an den Schultern und drückte sie an sich. Die Bartstoppeln zerkratzten ihr Gesicht. Der Gestank von Schweiß und

schmutzigen Kleidern biß ihr in die Nase. "Maria, freust du dich gar nicht?"

Maria konnte nicht antworten. Natürlich freute sie sich. Wie verrückt freute sie sich. Aber sie hatte sich Vaters Heimkehr ganz anders vorgestellt. Was sie besonders erschreckte, das war sein Aussehen. Wie schön war Vater früher gewesen! Die Wangen weich und sanft, so daß es ein Vergnügen war, sich von ihm abküssen zu lassen. Und gerochen hatte er nach dem Rasierschaum, mit dem er jeden Morgen sein Gesicht bearbeitete. Aber natürlich freute sie sich trotz der beängstigenden Wandlung über seine Heimkehr. So heftig sie konnte, nickte sie mit dem Kopf.

"Aber du hättest mich ja beinahe nicht erkannt, Maria. Habe ich mich wirklich so stark verändert?"

Nun war es Maria gelungen, mit dem dicken Klumpen im Hals fertig zu werden.

"Ja. Aber das macht nichts, Vater. Jetzt kenn' ich dich ja wieder."

"Damit habe ich nicht gerechnet, daß ich den Heimweg mit dir machen kann. Das erstmal wieder im Zillertal, und gleich treffe ich meine älteste Tochter auf dem Schulweg."

"Wenn wir gewußt hätten, daß du kommst, wären wir alle nach Jenbach gefahren, dich abzuholen. Du bist nicht verlaublich worden. Wir haben immer Radio gehört, wenn die Sendung über die Heimkehrtransporte gesendet wurde, und auf jeden Namen aufgepaßt. Aber du warst nicht dabei."

"Das wundert mich nicht", sagte der Vater, "bei solchen Transporten geht es oft recht chaotisch zu. Da passiert es, daß falsche Namen genannt oder welche vergessen werden."

"Bist du mit dem Zug gekommen?"

"Ja. Da im Zug habe ich auch die Frau Höllwarth getroffen. Du weißt schon, die, der die Gemischtwarenhandlung am Dorfplatz gehört. Sie hat mir erzählt, daß ihr alle soweit gesund seid, und daß Fritz schon im Mai heimgekommen ist, Hermann aber immer noch als vermißt gilt. Sie erzählte mir auch, daß du die Hauptschule in Zell besuchst und zweimal in der Woche bei der Frau Pfister ißt."

"Weil ich muß. Mutter zwingt mich dazu. Ich würde während der Mittagspause viel lieber in der Schule bleiben und einfach ein Schmalzbrot essen."

"Schmeckt's dir nicht bei der Frau Pfister?"

"Nicht besonders. Aber vor allem ist mir die Haushälterin zuwider."

Sie mag mich nicht. Sie gibt mir extra viel Haut auf die Milch. Wo ich doch Haut auf der Milch nicht ausstehen kann.”

“Ach Kind, Haut auf der Milch! Ich habe einen Tag in Wien bleiben müssen, um auf den Anschlußtransport zu warten. Weißt du, wie die Menschen dort hungern? Trockenerbsen mit Würmern essen die Kinder! Wie glücklich wären sie, wenn sie genügend Milch trinken könnten, ganz gleich, wieviel Haut darauf wäre.”

Maria sagte nichts mehr. Hoffentlich mußte Toni nicht auch Würmererbsen essen. Aber nicht einmal Würmererbsen konnten ihren Ekel vor der gekochten Milchkhaut vertreiben. Eine Weile später fragte Vater: “Sag, was machen Lisa und Willi?”

Maria atmete auf. Das war ein unverfängliches Thema. Ausführlich erzählte sie, daß Lisa schon anfang, aufrecht in der Küche herumzutapsen. Sie stapfte von einem Sessel zum nächsten, bis sie die Küche durchquert hatte. War sie aber in Eile, ließ sie sich sofort auf alle Viere nieder und krabbelte wie der Blitz von einer Küchenecke in die andere.

“Wie geht es dir in der Schule? Keine Probleme?”

“Es geht. Im Rechnen und auch sonst geht es recht gut. Aber die schöner angezogenen Mädchen lachen diejenigen aus, die Schürzen tragen. Ich muß auch immer eine Schürze tragen. Mutter verlangt das von mir.”

“Aber warum denn?”

Nun war es an Maria, sich zu wundern. “Vater, hast du vergessen, daß wir im Haus kein Wasser haben und jeden Tropfen vom Brunnen holen müssen? Deshalb heißt es, mit der Wäsche zu sparen.”

Vater schüttelte den Kopf. “Nein, das habe ich nicht vergessen. Aber irgendwie, weißt du, kommt mir alles noch so unwirklich vor, so weit weg. Ich glaube, ich werde eine Zeitlang brauchen, um mich wieder richtig einzugewöhnen.”

“Das wird schon werden. Der Onkel Fritz hat sich auch schnell wieder eingelebt.”

“Das Wassertragen war ja immer meine Arbeit.”

Das stimmte. Vater hatte viel im Haushalt gemacht. Jeden Morgen war er als erster aufgestanden, hatte im Herd Feuer angezündet und Tee gekocht. “Ich bin so froh, daß du wieder da bist.”

“Und ich erst! Was glaubst du, wie froh ich erst bin! Aber, Maria, sag, wissen die Lehrer nicht, daß sich ein paar Schulkinder in eurer Klasse so unkameradschaftlich verhalten?”

Maria zuckte die Schultern. "Keine Ahnung. Ich glaube, die scheren sich nicht darum. Aber du brauchst dir keine Sorgen zu machen. Ich habe die Fini. Die sitzt mit mir in der gleichen Bank."

"So, so. Wer ist denn die Fini? Kenne ich ihre Eltern?"

"Weiß ich nicht. Sie ist aus Hippach. Die Fini ist meine Freundin. Wir lassen uns nichts gefallen."

Vater lachte. "Ich sehe, meine Tochter kommt in der neuen Schule gut zurecht. Das freut mich."

Nun waren sie schon beim Marterl für den jungen Holzknecht angekommen.

"Sollen wir die Abkürzung gehen?" fragte Maria.

Seit ihrer Begegnung mit den drei Unbekannten hatte sie den Steig nicht mehr benützt. Aber nun, da Vater dabei war, brauchte sie keine Angst zu haben.

"Ja, da sind wir früher daheim. Ich bin ja schon so neugierig auf alle", sagte Vater, "auf Lisa und Willi und Anna und Großmutter."

"Und auf Spitz freust du dich auch, nicht wahr?"

"Natürlich auf Spitz und Kitty und auf alle sieben Hennen und auf das eigene Bett und die Stube und die Küche und das Klassenzimmer."

Maria stapfte knapp hinter Vater her. Es war schon sehr dunkel. Die Bäume ragten wie stumme, schwarze Riesen in den Himmel. Dort, wo der Wald etwas lichter war, konnte man ab und zu einige Sterne sehen. Vater stieg so sicher den Abkürzungssteig hinan, als ob er ihn erst gestern gegangen wäre.

"Wir haben aber jetzt eine neue Lehrerin am Astenberg", erzählte Maria.

"Ja, das habe ich von der Frau Höllwarth gehört. Aber sie berichtete auch über den großen Lehrermangel. Weil ich nie bei den Nazis war, kann ich die Stelle hier am Astenberg sicher behalten."

"Bestimmt! Und der neuen Lehrerin wird es nichts ausmachen, eine andere Schule zu übernehmen. Der Weg zu uns herauf ist ihr sowieso zu anstrengend."

"Dann werde ich vielleicht nächste Woche schon wieder Schule halten können. Ach, ich bin so glücklich."

Maria schaute Vater von der Seite an. "Früher hast du glücklicher ausgeschaut. Mir kommst du so mager vor und abgehärmt. War es schlimm im Krieg?"

"Ach Kind", sagte der Vater, "das kann ich dir gar nicht beschreiben, wie furchtbar der Krieg war. Neben dir werden Kameraden

getroffen, schreien nach ihrer Mutter, nach Wasser, nach Hilfe. Sterben. Aber was erzähle ich dir da! Du bist noch zu klein, um solche Sachen zu hören.”

Nun fing Vater zu reden an wie die anderen Erwachsenen.

“Zu klein? Kinder, jünger als ich, sind im Krieg von den Soldaten umgebracht worden.”

“Was redest du da?”

“Das hat Onkel Hermann erzählt. Er hat Kinder umgebracht.”

“Maria, um Gottes Willen, was sagst du da? Wann soll Onkel Hermann solche Dinge erzählt haben?”

Maria hatte seit der Nacht, in der Onkel Hermann im Rausch geredet hatte, nie mehr ein Wort über diese schrecklichen Dinge verloren. Nicht einmal mit Toni hatte sie darüber reden können. Sie hatte sogar versucht, nicht mehr daran zu denken. Fast war ihr das auch gelungen. Und seit dem Sommer hatte sie nicht mehr davon geträumt.

Vater war stehengeblieben und hatte sich umgedreht. Er faßte Maria an beiden Händen. “Sag mir, was hat Onkel Hermann erzählt?”

Seine Stimme war das Einzige, was an ihm gleichgeblieben war. Sie klang wie früher hell und ruhig. Maria fühlte sich mit einem Male wieder vertraut mit ihm. “Da ist aber viel zu erzählen”, sagte sie.

“Erzähl nur, wir haben noch einen langen Weg vor uns.”

“Onkel Hermann hat nicht direkt mit mir geredet. Ich habe es nur mitgehört. Im letzten Heimaturlaub hat er einen Rausch gehabt, und da hat er erzählt, daß er und andere Soldaten von der Waffen-SS in Rußland Frauen und Kinder umgebracht haben. Ein paar Stunden, bevor ich das gehört habe, hat er mir Schokolade geschenkt, und ich habe sie gegessen. Mir ist schrecklich schlecht geworden. Ich habe alles rausgespiesen.”

Plötzlich war das Entsetzen wieder gegenwärtig. Maria packte Vaters Hand.

“Ach Gott”, sagte Vater, “ach Gott. Das ist ja schrecklich. Ein Kamerad hat mir so etwas Ähnliches erzählt. Er war aber nicht direkt beteiligt. Sagte er.”

“Aber Vater, wie konnte Onkel Hermann so etwas tun? Er war doch freundlich zu allen Leuten. Auch unseren Spitz hat er immer gestreichelt.”

Vater schwieg eine Weile. Dann sagte er: “Es ist tragisch, aber jeder Krieg verroht die Menschen.

Vielleicht wollte sich auch Onkel Hermann, so wie viele andere, die Hitler nachgerannt sind, zu den Herren der Erde zählen. Da gab es welche, die waren bis zuletzt überzeugt, Deutschland verteidigen zu müssen. Dabei hat doch Deutschland die anderen Länder angegriffen."

Maria ließ Vaters Hand los. "Und du, Vater, hast du auch Menschen getötet?"

"Maria, wie kannst du solche Fragen stellen? Ich bin noch nicht einmal richtig daheim, und du stellst mir solche Fragen!"

"Du hast mir früher immer gesagt, ich darf dich alles fragen. Gilt das nicht mehr?"

"Doch, Maria, das muß immer gelten zwischen uns beiden. Natürlich habe ich auf feindliche Soldaten geschossen. Aber nicht auf Kinder. Nicht auf Frauen. Das nicht. Wenigstens das nicht."

"Aber Soldaten sind doch auch Menschen."

Vater legte seinen Arm um Maria. "Glaubst du mir, wenn ich dir sage, daß ich diesen Krieg verabscheut habe? Und daß ich mir geschworen habe, alles zu tun, um zu verhindern, daß wieder ein Krieg angezettelt wird?"

Nun hatten sie bereits den Wald verlassen. Der Weg führte über freie Felder. Von ferne konnten sie schon die hell erleuchteten Fenster des Schulhauses erkennen.

# NACHWORT

von Peter Malina

Mit der militärischen Niederlage Deutschlands 1945 war auch das Ende der nationalsozialistischen Herrschaft in Österreich gekommen. Die Befreiung Österreichs durch die alliierten Truppen im April 1945 war die Voraussetzung für den Aufbau eines demokratischen Österreich, in dem ein Leben in Freiheit und Unabhängigkeit, ohne Angst und Zwang und ohne die Bedrohung durch den Terror eines diktatorischen Regimes Wirklichkeit werden konnte. Die Bilanz dieses Krieges, den auch Österreicher mitgemacht hatten, war allerdings erschreckend: Etwa 170.000 Österreicher starben als Soldaten oder als Angehörige anderer militärischer Einheiten des "Dritten Reiches", und mehr als 75.000 wurden als "dauernd vermißt" gemeldet. Nahezu 25.000 Österreicher - darunter Frauen und Kinder - kamen bei Luftangriffen und als Folge der Kämpfe auf österreichischem Gebiet in der letzten Kriegsphase ums Leben. Zu den Opfern der nationalsozialistischen Herrschaft in Österreich sind insbesondere auch die rund 30.000 ÖsterreicherInnen zu zählen, die als Gegner des Nationalsozialismus in den Gefängnissen und Konzentrationslagern ums Leben kamen. Dazu kamen die vielen, denen die menschenverachtende Rassenideologie des Nationalsozialismus grundsätzlich kein Lebensrecht zubilligen wollte. Betroffen davon waren etwa 65.000 Juden, aber auch die Angehörigen der slowenischen Minderheit und die "Zigeuner". Extrem bedroht waren auch diejenigen, die besondere Zuwendung und Hilfe nötig gehabt hätten, weil sie sich selbst oft nicht helfen konnten - geistig Kranke und körperlich Schwerbehinderte -, von denen etwa 20.000 unter dem Deckmantel der "Euthanasie" gnadenlos zur Tötung freigegeben wurden.

Auch die materiellen Schäden des Krieges waren erheblich. Besonders der Osten Österreichs war durch den Bombenkrieg und die direkten Kriegseinwirkungen der letzten Kriegsmonate schwer in Mitleidenschaft gezogen worden. Viele Produktionsanlagen und Verkehrseinrichtungen waren zerstört, etwa ein Zehntel des österreichischen Wohnungsbestandes war zur Gänze oder teilweise vernichtet.

Die Nahrungsversorgung der Bevölkerung war unzureichend, der Ernteertrag der Landwirtschaft war zu Kriegsende auf etwa die Hälfte des Jahres 1937 gesunken. Ein wesentliches Problem war der Mangel an Facharbeitern und Führungskräften, die sich teils noch in Kriegsgefangenschaft befanden oder wegen ihrer politischen Belastung nicht sofort wieder eingesetzt werden konnten. Dazu kam, daß 170.000 Menschen aufgrund ihrer Kriegsverletzungen nur bedingt oder gar nicht arbeitsfähig waren. Im Chaos des Kriegsendes befanden sich mehr als eineinhalb Millionen Flüchtlinge (Zwangsarbeiter, Kriegsgefangene, Verschleppte) in Österreich. Manche von ihnen bekamen sehr bald deutlich zu spüren, daß Ausländerfeindlichkeit und Antisemitismus auch in einem demokratischen Österreich den Nationalsozialismus überlebt hatten.

Die verheerenden Schäden des eben zu Ende gegangenen Krieges, die schlechte Ernährungslage und die Nöte des Alltags verleiteten dazu, in den unmittelbaren Nachkriegsjahren mit dem Hinweis auf den notwendigen Wiederaufbau des Landes einer ernsthaften und tiefgreifenden Auseinandersetzung mit der nationalsozialistischen Vergangenheit Österreichs aus dem Wege zu gehen. Der Aufbau mobilisierte zwar viele Kräfte, führte aber andererseits dazu, daß eine redliche Besinnung auf die Mitschuld an der Katastrophe des Nationalsozialismus in Österreich sehr rasch beiseitegeschoben wurde. Die Aussicht auf ein "besseres" Leben erleichterte vor allem jenen die Eingliederung in das demokratische Österreich, die vorher aus politischen Gründen den neuen Verhältnissen gegenüber zunächst skeptisch eingestellt gewesen waren. Es ist daher nicht überraschend, daß in dem Maße, in dem dieses neue Österreich als Ergebnis des "Wirtschaftswunders" seinen Bürgern einen steigenden Lebensstandard sichern konnte, auch die Zustimmung zu Österreich als selbständigem Land stieg: Während sich in den vierziger und fünfziger Jahren noch manche nicht mit ihrer Existenz als Österreicher einverstanden erklärten, so waren es im Laufe der nächsten Jahrzehnte nur mehr wenige, die sich nicht zu einer eigenständigen Nation Österreich bekennen konnten.

Der Nationalsozialismus hatte eine Gesellschaft hinterlassen, die zutiefst durch Mißtrauen und Furcht geprägt war und die mit ihren Vorurteilen und Aggressionen nur mangelhaft umzugehen gelernt hatte. Unterordnung, bedingungsloses Gehorchen und die widerspruchslöse Anerkennung der Obrigkeit waren Verhaltensweisen, die als "Tugenden" galten.

Sie hatten allerdings schon lange vor dem Nationalsozialismus einen wesentlichen Bestandteil der Jugendernziehung gebildet und waren den Jugendlichen mit Strenge und unter Androhung von Strafen anernzogen worden. Eine notwendige Voraussetzung für einen Neubeginn wäre es daher gewesen, nach 1945 nicht nur die politischen Veränderungen anzuerkennen, sondern sich auch ganz ernsthaft mit sich selbst und den eigenen Verstrickungen in den Nationalsozialismus auseinandernzusetzen und sich auch der unseligen Traditionen der österreichischen Geschichte bewußt zu werden. Mit Berufung auf eine angebliche "Stunde Null" des Jahres 1945 wollte man es sich hingegen ersparen, sich mit der eigenen, belastenden und oft auch belasteten Vergangenheit auseinandernzusetzen zu müssen und Einstellungen und Verhaltensweisen zu überprüfen, die bis dahin als durchaus "normal" gegolten hatten. Mit der unkritischen Berufung auf die bisher bewährten Tugenden wie Fleiß und Ordnungsliebe, Gehorsam und Pflichtbewußtsein flüchteten viele aus der Auseinandernsetzung mit den Zielsetzungen der NS-Herrschaft. Verdrängt wurde, daß der Nationalsozialismus gerade diese Verhaltensweisen zur Festigung seines Unrechtsregimes und zur Unterdrückung eingesetzt hatte: Die "Ordnung" der Konzentrationslager war die äußerste Lebensbedrohung für die dort zusammengefaßten Gegner des Regimes; der Appell an die Soldatenpflicht diente der Durchführung eines unbarmherzigen Eroberungskriegs; die Berufung auf die "Gemeinschaft" des deutschen Volkes bedeutete zugleich auch den Ausschluß und die Verfolgung aller jener, die dieser Gemeinschaft nicht angehören sollten.

Aus Meinungsumfragen, die von amerikanischen Dienststellen Ende der vierziger Jahre in Auftrag gegeben wurden, ist zu erkennen, daß in der unmittelbaren Nachkriegszeit mehr als 40 Prozent der Befragten den Nationalsozialismus immer noch für eine an sich "gute" Sache hielten, die allerdings "schlecht" verwirklicht worden sei. In dieses Bild des Nationalsozialismus paßt es, daß es noch heute gar nicht so wenige, vor allem ältere Österreicher schwer haben, den Einmarsch der alliierten Truppen in Österreich im Jahre 1945 als "Befreiung" und nicht als "Besetzung" zu begreifen. Die unbewußte Identifikation mit der damaligen Obrigkeit und der von ihr eingerichteten politischen "Ordnung" wirkte auch über das Jahr 1945 hinaus: Wenn in Österreich nach 1945 von "Heimkehrern" die Rede war, dann waren nicht jene gemeint, die aus der Emigration nach Österreich zurückgekehrt sind; wenn das Schicksal von "Vertriebenen"

beklagt wurde, dann waren in der Regel nicht die Vertriebenen des Jahres 1938 gemeint; wenn von "Unrecht" gesprochen wurde, dann nicht von dem Unrecht, das Österreicher anderen Österreichern zur Zeit der NS-Herrschaft angetan hatten. Ein Grund dafür ist sicherlich auch die Nachwirkung der NS-Propaganda, die jahrelang den Angriffskrieg gegen die Sowjetunion in einen "Verteidigungs"-Krieg der "Heimat" umgelogen hatte. Dies trotz der Tatsache, daß die politischen Zielsetzungen und die Kriegspolitik des NS-Regimes nahezu keine österreichische Familie verschont gelassen hatten: Nach einer Umfrage vom März 1948 hatten mehr als die Hälfte aller Österreicher nach eigenen Aussagen den Verlust Familienangehöriger zu beklagen.

Die "gute Nachrede", die der Nationalsozialismus in einem gar nicht so kleinen Teil der österreichischen Gesellschaft heute noch genießt, ist wohl auch darauf zurückzuführen, daß die NS-Herrschaft in Österreich in der Erinnerung vieler Österreicher nicht nur mit Terror und Schrecken verknüpft ist. Zumindest in der Anfangsphase der Jahre 1938/1939 war das NS-Regime daran interessiert gewesen, durch konkrete Angebote für eine Verbesserung der Lebenschancen die Zustimmung der österreichischen Bevölkerung zu gewinnen. Dazu gehörten sicherlich die in den Erinnerungen immer wieder genannte Beseitigung der drückenden Arbeitslosigkeit und der momentane, durch die Kriegsindustrie wesentlich geförderte Aufschwung der Wirtschaft, aber auch Maßnahmen auf dem Gebiete der Sozialfürsorge und der Gesundheitspolitik. Diese Maßnahmen kamen allerdings - was oft vergessen wird - nur denen zugute, die dem Regime gegenüber positiv eingestellt waren und sich, ohne Schwierigkeiten zu machen, an die Verhältnisse anpaßten. Eine gar nicht so geringe Zahl von Österreichern hatte sehr handfeste Gründe dafür - außer vielleicht in Stammtischgesprächen mit "alten Kameraden" -, möglichst schnell die Vergangenheit ruhen zu lassen und nichts von den "alten Geschichten" aufzurühren. Das gilt ganz gewiß für jene Österreicher, die wichtige Positionen der NS-Hierarchie innerhalb der Partei, der Verwaltung, der deutschen Wehrmacht oder der Verbände der SS und der Gestapo eingenommen und den Vernichtungskrieg gegen den inneren wie den äußeren "Feind" direkt oder indirekt unterstützt hatten. Damit sind aber auch jene "braven Bürger" gemeint, die sich 1938 bereitwillig an der Beraubung jüdischer Österreicher beteiligt hatten und auch heute noch durchaus im "Recht" zu sein glauben: In Wien allein wurden nach 1938 etwa 70.000 Wohnungen "arisiert", und tausende Geschäfte wechselten zu überaus günstigen Bedingungen ihre Besitzer.

Die Tatsache der Besetzung Österreichs durch deutsche Truppen im März 1938 hat es nach 1945 wesentlich erleichtert, den Nationalsozialismus und seine Untaten als die Sache der Deutschen zu verstehen, mit der Österreich und die Österreicher nichts zu tun gehabt hatten. Unter Berufung auf die "Moskauer Deklaration" des Jahres 1943 bezeichnete sich Österreich als das erste Opfer des Nationalsozialismus, das demnach auch nicht für die Folgen des Krieges zur Verantwortung zu ziehen sei. Dies gilt bis heute: In einer Umfrage aus dem Jahre 1988 waren nur 30 Prozent der Angehörigen der Kriegsgeneration bereit, sich eine Mitverantwortung einzugestehen, aber auch unter den jüngeren Österreichern war der Anteil mit 37 Prozent nur um weniges höher. Bezeichnend dafür ist es auch, wie in Österreich nach 1945 mit den Verfolgten und Unterdrückten des Nationalsozialismus (seinen eigentlichen "Opfern" also) umgegangen wurde: So gab und gibt es zum Beispiel für jene, die einen wesentlichen Teil der schweren Last des Krieges zu tragen hatten - die Zwangsarbeiter und die KZ-"Häftlinge" -, immer noch wenig Verständnis; Angehörige von Partisanenverbänden und Widerstandsgruppen sind nach wie vor dem Vorurteil des Landes-"Verrats" ausgesetzt; und Österreichern, denen noch rechtzeitig die Flucht vor der drohenden Verfolgung glückte, wird weiterhin ihre (unfreiwillige) "Emigration" als Flucht in die kriegsfreie Sicherheit vorgehalten. Die Auswirkungen dieser Absperrung gegenüber der eigenen Vergangenheit zeigen sich immer wieder auch in der Aggression gegen die "Nestbeschmutzer", die diese Vergangenheit zur Sprache bringen wollen.

Nach 1945 fand der österreichische Widerstand (etwa 100.000 Österreicher wurden als Widerstandskämpfer bzw. politisch Verfolgte eingestuft) in der Öffentlichkeit nur wenig Beachtung. Lediglich dann, wenn es darum ging, den Anteil Österreichs an seiner Befreiung nachzuweisen, entsann man sich der Menschen, die, im Gegensatz zu anderen von deutschen Truppen besetzten Ländern ohne eine breite Unterstützung der Bevölkerung, Widerstand geleistet hatten. Nur sehr zögernd war das offizielle Österreich bereit, den Opfern des Nationalsozialismus Entschädigung für das ihnen angetane Unrecht zu leisten, und einige der betroffenen Gruppen - wie zum Beispiel die "Zigeuner" oder die Opfer der "Euthanasie" - gingen zum Teil bis heute überhaupt leer aus. Im Kontrast dazu steht der Umgang mit den ehe-

maligen österreichischen Nationalsozialisten: Die meisten von ihnen konnten sehr bald wieder ihre früheren Positionen einnehmen und bis auf wenige Ausnahmen ungebrochen ihre Karriere im Nachkriegs-österreich fortsetzen.

Selbstmitleid und die Unfähigkeit, sich auch die Leiden anderer vorzustellen, verhinderten bis in die Gegenwart eine redliche und umfassende Auseinandersetzung mit der Frage nach der eigenen Mit-Verantwortung und Mit-Schuld - trotz der Tatsache, daß bereits in den ersten Monaten nach der Befreiung Österreichs deutlich geworden war, daß dieser Krieg und die in ihm begangenen Verbrechen nicht nur eine Angelegenheit der Deutschen gewesen sein konnten. Nahezu 700.000 Österreicher waren laut einer Statistik aus dem Jahre 1942 Mitglieder der NSDAP und/oder ihrer Untergliederungen gewesen - das waren immerhin etwas mehr als acht Prozent der österreichischen Gesamtbevölkerung. Zählt man die Familienangehörigen hinzu, so war zirka ein Viertel der österreichischen Bevölkerung direkt oder indirekt mit der NSDAP in Verbindung gestanden. Österreicher waren in einem gar nicht so geringen Teil an der Ausführung der Verfolgung und Vernichtung beteiligt und hatten innerhalb des NS-Terrorapparates einen nicht zu übersehenden hohen Anteil insbesondere in den mittleren und höheren Führungspositionen eingenommen. Die Auswirkungen der ab Mai 1945 in Österreich einsetzenden Entnazifizierungsmaßnahmen blieben jedoch im Gegensatz zu den an sich strengen gesetzlichen Vorschriften in der Praxis sehr begrenzt, und mit den ab 1947 einsetzenden Amnestiemaßnahmen wurde die ursprüngliche Zahl von etwa 526.000 registrierten Nationalsozialisten im Jahre 1946 auf nur etwas mehr als 40.000 "Belastete" eingegrenzt.

Nur "Mitläufer" gewesen zu sein, bedeutete für viele, aus der Verantwortung entlassen zu sein. Da zur Bemessung der Verantwortlichkeit in der Regel nur die formale Mitgliedschaft zur NSDAP und die Stellung innerhalb der Parteihierarchie herangezogen wurde, konnten sich viele, die sich schuldig gemacht hatten, guten Gewissens der Verantwortung entziehen. So blieb die Entnazifizierung in Österreich vor allem der Rechtsprechung und den Gerichten überlassen und wurde nicht durch einen tiefgreifenden, gewiß schmerzhaften Prozeß eines allgemeinen gesellschaftlichen Umdenkens ergänzt. Das Werben der politischen Parteien um das Wählerpotential der ehemaligen Nationalsozialisten führte schließlich dazu, daß mit dem Ende der vierziger Jahre die Integration der ehemaligen Nationalsozialisten in die

österreichische Gesellschaft die Auseinandersetzung mit dem österreichischen Anteil am Nationalsozialismus vollends in den Hintergrund drängte. Bezeichnend dafür ist es, daß in Österreich Gerichtsverfahren gegen NS-Verbrecher in den folgenden Jahren in der Regel mit Freisprüchen endeten. Mit dem Beginn des "Kalten Krieges" und dem Ost-West-Konflikt konnte der Antibolschewismus des Nationalsozialismus nutzbringend auch für den neuen Antikommunismus genutzt werden. Nicht der Antifaschismus, sondern der Antikommunismus wurde zum Kennzeichen für das politische Klima Österreichs in der Nachkriegszeit.

Wesentlich für den Aufbau des neuen Österreich nach 1945 war es, daß die bereits im April 1945 sich formierenden politischen Parteien aus der Erfahrung der gemeinsamen Bedrohung durch den Nationalsozialismus gelernt und zu einem neuen Umgang miteinander gefunden hatten. Im Gegensatz zu der Ersten Republik war der "Anschluß"-Gedanke endgültig beiseitegelegt, und das Vertrauen in die Lebensfähigkeit eines unabhängigen, selbständigen Österreich wurde zu einem unwidersprochenen Bestandteil der politischen Überzeugung der Zweiten Republik. Trotz dieser Zeichen eines tatsächlichen Neubeginns ist allerdings nicht zu übersehen, daß das politische Bewußtsein vieler Österreicher weiterhin durch traditionelle Handlungsmuster und Einstellungen geprägt war. Die mehrfachen politischen "Umbrüche" und die mangelnde Möglichkeit der Einübung demokratischer Verhaltensweisen machten es vor allem den Älteren schwer, sich von ihren Wertvorstellungen zu lösen.

Doch auch die Jüngeren, die zumindest einige Jahre der NS-Erziehung ausgesetzt gewesen waren, mußten sich damit abfinden, daß ihre Ideale in der demokratischen Gesellschaft des Nachkriegsösterreich keine Geltung mehr hatten und sie für falsche Ziele mißbraucht worden waren. Auch in dieser Hinsicht hat der Nationalsozialismus ein Trümmerfeld hinterlassen:

Selbständiges Denken, die Fähigkeit zum Gespräch und zur (Selbst-)Kritik waren im NS-Staat "wert"-los gewesen; Mitleid war als Schwäche und die Verfolgung Andersdenkender als Tugend gepriesen worden. Weitgehend allein gelassen mit ihren Enttäuschungen, griffen viele daher bereitwillig auf jene "Werte" zurück, die auch weiterhin Geltung haben durften. Der unbedingte Wille zur "Leistung" und die Bereitschaft zur "Pflicht"-Erfüllung machten es ihnen möglich, sich auch im Österreich des Wiederaufbaus und des Wirtschaftsaufschwungs sehr bald wieder zurechtzufinden.

Gewiß ist die Ideologie des Nationalsozialismus als politisches Bekenntnis in Österreich nach 1945 außer Kurs geraten. Das bedeutet aber nicht, daß die österreichische Gesellschaft insgesamt auch zu einer sicheren, kritischen inneren Distanz zu den auch von den Nationalsozialisten vermittelten Wertvorstellungen und Lebenshaltungen gefunden hat. Nach wie vor gehört der Antisemitismus zu einem Bestandteil der österreichischen politischen Kultur; Ausländerfeindlichkeit und Ablehnung des "Fremden" sind Wesenszüge des österreichischen Charakters, die nicht weggeleugnet werden können; und das Bekenntnis zur Demokratie ist in manchen gesellschaftlichen Bereichen immer noch vorwiegend auf ein formales Erfüllen von Minimalansprüchen beschränkt. Dies alles ist bewußt zu machen. Es nützt nichts, die Augen zu verschließen, auch und gerade dann, wenn von dem Neubeginn des Jahres 1945 die Rede ist.



Ernst Nöstlinger  
**Martin Wimmer  
und der totale Krieg**  
Fünfzehnjährige als Luftwaffenhelfer



Ernst Nöstlinger  
**Martin Wimmer und der totale  
Krieg. Fünfzehnjährige als  
Luftwaffenhelfer**

Martin Wimmer, Jahrgang 1928, und seine Klassenkameraden werden als Luftwaffenhelfer eingezogen.

Geschildert wird die Ausbildung, das Leben an der Front, die Spannung zwischen den vorgesetzten Erwachsenen und den Fünfzehnjährigen, die, bedingt durch das politische Regime, wesentlich härtere Folgen hat als in einer Demokratie.

Gut gezeichnete Darstellungen, wie das zivile Leben vor sich ging, aber auch zwischenmenschliche Beziehungen wie erste Liebe.

Rosmarie Thümiger

# Zehn Tage im Winter

Roman



Rosmarie Thümiger  
**ZehnTage im Winter**

“Maria stieß die Tür zum Dachboden auf. Trotz der Sorge um Spitz fiel ihr auf, daß etwas anders war als gewöhnlich ... Der Dachboden erschien ihr heute etwas unheimlich.”  
Maria entdeckt, daß ein Fremder auf dem Dachboden versteckt ist. Boris, ein russischer Kriegsgefangener.  
Zehn Tage im Winter. Zehn Tage gegen Ende des Zweiten Weltkrieges. In der Schule hat Maria gelernt, daß Russen primitiv, feig und hinterhältig sind. Boris ist ganz anders.  
Es gelingt der Familie Marias, Boris unentdeckt gesundzupflegen. Boris gelingt die Flucht. Maria sieht ihre Umwelt nun mit anderen Augen. Alle hoffen, daß der Krieg bald aus ist.

Therese Reichhart-Krenn

# „IGNAZ“



Die Geschichte eines  
Glasmacherbuben  
aus dem ausgehenden  
18. Jahrhundert

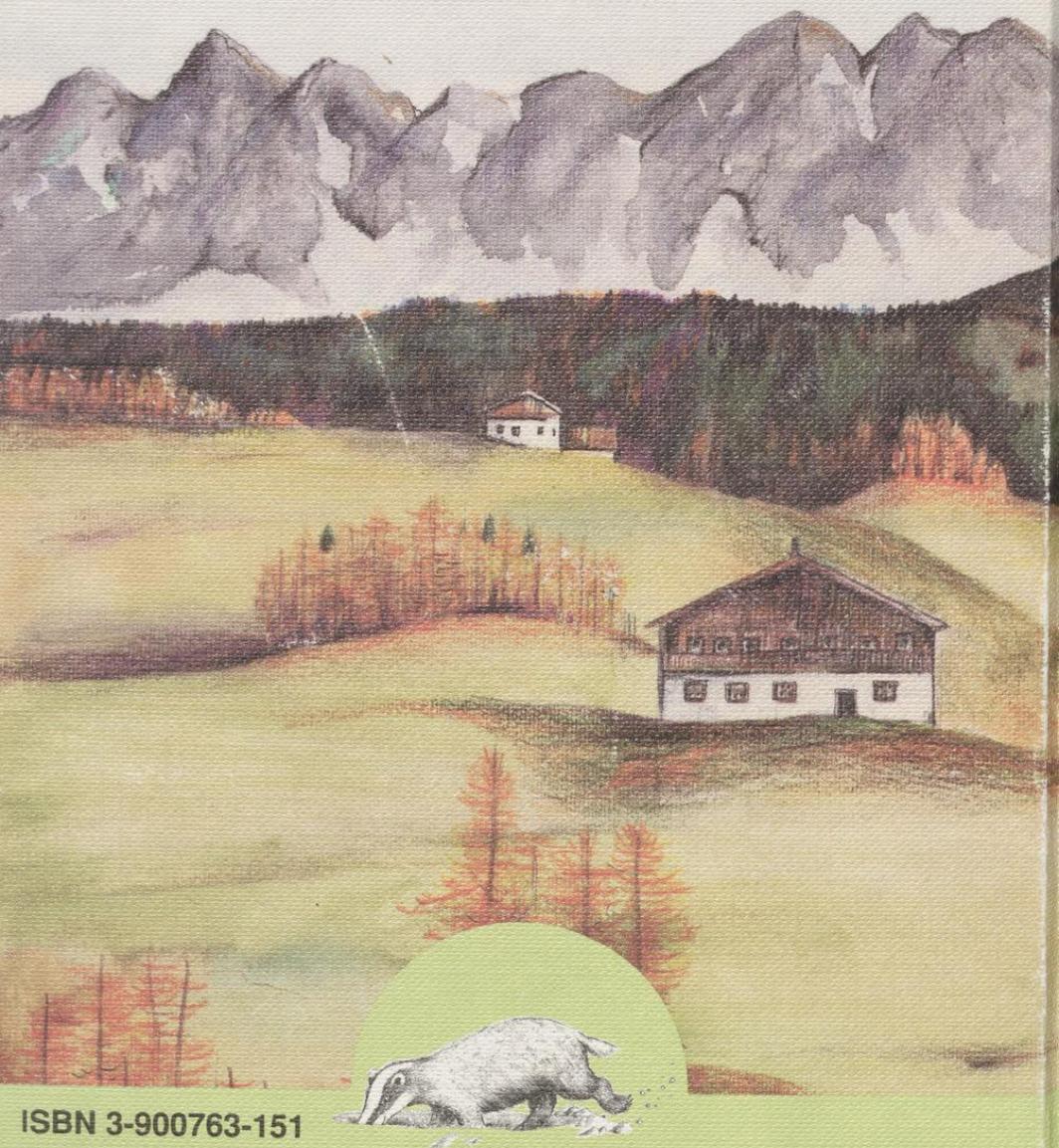


Theres Reichhart-Krenn  
**Ignaz. Die Geschichte eines  
Glasmacherbuben aus dem  
ausgehenden 18. Jahrhundert.**

Aufstieg und Niedergang des  
Glasmachergewerbes sind eng mit  
dem Schicksal des heranwachsenden  
Ignaz verbunden, der den Versuch  
unternimmt, durch einen  
abenteuerlichen Alleingang der  
Zukunft "seiner" Glashütte eine  
glückliche Wendung zu geben.  
Wissenswerte Details über die  
Glaserzeugung und die sozialen  
Verhältnisse der damaligen Zeit.  
Eine spannende Erzählung mit einem  
informativen Nachwort.



Sommer 1945. Die "Großen" sind auf einmal ganz unten, und die "Kleinen" tun erste Schritte in Richtung Demokratie. "Bis der Herbst kommt", wird sich - so hofft Maria - vieles geändert haben.



ISBN 3-900763-151